

8° Maassen

7694

Alley



. Caspari .

est. Anonym

<41005086890018

<41005086890018

Maassen 1694

Verfasser

nicht bei H. & B. 1-7.

HB^o

Merley

um

einige Stunden des Lebens

froh zu genießen.

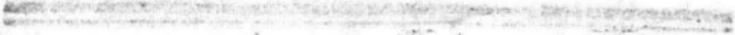


Danzig 1796

im Verlag der Brücknerschen Buchhandlung.

6907579*4

1917 11 18



2011 11 18
MÜNCHEN

Inhalt.

| | | |
|-----|---|----------|
| 1. | Der dankbare Räuber. | Seite 1. |
| 2. | Der Schein betrügt. | 3. |
| 3. | Tugend führt ihren Lohn mit sich. | 7. |
| 4. | Dreymal geheyrathet und doch nicht glücklich. | 13. |
| 5. | Die Zeit ändert viel. | 16. |
| 6. | Schreiben eines Ausländers über unsere gewöhnliche Complimente. | 20. |
| 7. | Einem jeden das Seinige. | 24. |
| 8. | Die vergoltene Treue und Untreue. | 25. |
| 9. | Das verschlafne Glück. | 27. |
| 10. | Ein Nebel ist oft die Quelle von manchem Guten. | 29. |
| 11. | Der Geizhige empfängt ein gerechtes Urtheil. | 55. |
| 12. | Die | |

I n h a l t

| | |
|---|-----------|
| 12. | Seite 62. |
| Die verlorne Wette. | |
| 13. | 64. |
| Solche Strafen lassen sich ertragen. | |
| 14. | 66. |
| Die Diebe wurden glücklich ertappt. | |
| 15. | 68. |
| Ein Spitzbube in Engeland, der andere in Frankreich. | |
| 16. | 72. |
| Jugendstreiche des Herrn de Steneville. | |
| 17. | 79. |
| Der schlaue Dieb kann auch das Bette un- term Leibe stehlen. | |
| 18. | 86. |
| Eine Probe von der nöthigen Aufrichtig- keit und Sorgfalt bey Schließung der Heyrathen. | |
| 19. | 114. |
| So geht der Bauer für seinen Sohn um eine Frau werben. | |
| 20. | 116. |
| So sehen viele Ehen aus, wenn sie auf Rechnung des Himmels geschlossen werden. | |
| 21. | 140. |
| Wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein. | |
| 22. | 183. |
| Der edle Gevatter. | |



I.

Der

dankbare Räuber.

Univ.-Bibl
München

Cyran, Sohn eines Kaufmanns aus Poitiers wurde von seinem Vater nach Tours gesandt; hieselbst begegnete ihm auf der Straße ein dem Ansehn nach hülfbedürftiger Mann, der selbigem um Almosen ansah. Cyran von Natur mildthätig, gab ihm eine beträchtliche Gabe, wodurch der Arme veranlaßt wurde, seinen Wohlthäter genauer zu betrachten, der aber unbekümmert seinen fernern Geschäften nachging. Als selbige geendigt waren, begab er sich auf seine Rückreise; wie er auf selbiger durch einen Wald kömmt, so wird er von drey Räubern angefallen, die nicht zufrieden, ihm alles sein bei sich habens des Gut zu entwenden, auch um weniger ents

A

deckt

deckt zu werden, ihm des Lebens berauben wollen. Probin, einer dieser Räuber aber will diesen Mord nicht zugeben, sondern um von den beiden andern nicht überstimmt zu werden, behauptet: es sey besser, ihn nackend an den Baum zu binden, und seinem Schicksale, das der gewisse Hungerstodt sein würde, zu überlassen, als Menschenblut zu vergießen. Sein Vorschlag findet Beyfall, und sie befolgen selbigen. So an einen Baum gefesselt in dem Dickicht des Waldes, schmachete Cyran seinem Tode entgegen; die Nacht mit ihrer Dunkelheit verbreitet mehrere Schrecken, und das Gebrüll der wilden Thiere versichert ihm eine noch schrecklichere Todesart, als der er eben entgangen war. Doch jetzt hört Cyran entferntes Ruffen, sieht ein sich allmählig nahendes Feuer, und Probin, der ihm zum Hungerstodt zu verbannen schien, Probin, der Räuber war es, dem er als Armen das Allmosen gab, und der durchdrungen vom Gefühl der Dankbarkeit, jetzt mit einer brennenden Fackel, um sich und den Gefesselten für die Wuth der reißenden Thiere zu sichern, zu ihm eilte, seine Fesseln löste, ihn durch den Wald zur gebahnten Straße leitete, und so die an ihm geübte Barmherzigkeit belohnte.

2.

Der Schein trügt.

Theodor Müller, der Sohn eines reichen Mannes in Malwitz, hatte in der Nacht den Sohn eines begüterten Kaufmanns unglücklicher Weise, doch nicht mit Vorsatz, getödtet, und entfloh auf seines Vaters Anrathen unter einem fremden Nahmen nach Emden. Sein Vater gab ihm unter den angenommenen Nahmen als seinen Handlungsdiener die besten Zeugnisse seines Betragens mit; durch diese wurde er in des Herrn Aponals Geschäften angenommen, denen er auch mit so vieler Treue und Fleiß vorstand, daß ihm selbige fast ganz allein zur Führung übergeben wurden. Hier lernte er auch die Tochter seines Prinzipals, Henriette, ein schönes aber frey erzogenes Mädchen kennen, und fand selbige so sehr seinen Wünschen entsprechend, daß er sich heimlich um ihre Gunst bewarb, da er es in seiner gegenwärtigen Lage nicht wagen konnte, öffentlich auf den Besitz der Tochter des so sehr reichen Aponals Ansprüche zu machen, doch wagt er es für Henrietten aus seinem Dunkel hervor zu treten, und sich mit seinem wahren Namen

aufzuführen. Henriette, der das Betragen und die Person Theodors gefiel, die den Vater desselben kannte, und diese Verbindung als ihrer nicht unwürdig glaubte, jedoch einsah, daß Verschwiegenheit der wahren Umstände und des Namens ihres Liebhabers nothwendig wäre, schenkt ihm indessen ihr Herz, und gestand demselben ihre Gegenliebe. Während nun diese Beide die Wonne der Liebe genossen, welches der Vater der Henriette gar nicht ahndet, meldet sich bey ihm Herr Triphon, der dem äussern nach, durch Kleidung und Dienerschaft den reichen Mann verräth, und durch seine Aussage zu bestätigen sucht; begehrt desselben Tochter zur Ehe. Der Vater geblendet durch den äussern Schein, verspricht ihm seine Tochter, ihm, der selbige ohne Aussteuer, blos aus Liebe zu heurathen vorgiebt, ohne sich um den innern Werth dieses Ehrenmannes genauer zu erkundigen; doch wir, die wir das Glück haben, den Herrn Triphon genauer zu kennen, halten es für unsere Pflicht unsere Leser auch mit demselben zuerst genauer bekannt zu machen. Herr Triphon war seines würdigen Geschäfts nach ein Beutelschneider, der zu Lüttich sein Gewerbe mit so glücklichem Erfolg betrieben hatte, daß er sich in dem Besitz von 7 bis 8000 Kronen und verschiedener Kostbarkeiten befand. Er glaubte jetzt, Er der sich selbst zum Range eines Freyherrn erhoben, dies

ses

ses sein Geld nicht besser anwenden zu können, als dadurch die Geldbegierde des reichen Aponals zu blenden, um dessen Tochter zu erhalten, da er hernach glaubte, durch die Reichthümer des Vaters in der Folge für Hunger und Schande gesichert zu werden. Um seinen Endzweck desto sicherer zu erreichen, wünschte er den Tag seiner Hochzeit so bald und so einfach als möglich zu feiern, und überredete den Herrn Aponal dazu, gedrungen durch die Nothwendigkeit, damit seine adliche Eltern nicht seinem Glück, eine so schöne Bürgerin zu heirathen, durch Adelsucht getrieben, Hindernisse in den Weg legen möchten. So weit waren diese beiden Ehrenleute mit einander einig, als der Vater auch Henrietsen dieses vermeinte Glück eröffnete, die aber ihrem Vater sogleich bekannt machte, wie sie den Herrn Triphon nicht heirathen könne, da sie bereits ihr Herz und Hand verschenkt habe, und unfähig wäre eidbrüchig zu werden. Man denke sich einen reichen geizigen Vater und ich glaube nicht, daß jemand zweifeln wird, daß er über diese eigenmächtige Verkuppelung, wie er sie gütigst zu nennen beliebte, nicht sollte gewüthet haben, da er der schönen Aussicht, seine Tochter ohne Aussteuer an einen reichen Mann verheirathet zu sehen, ganz verdunkelt erblickte. Im Zorn erkundigte er sich bei seiner Tochter, wer der Gegenstand ihrer Liebe wäre? Henriette,

die weder den wahren Namen ihres Liebhabers verrathen konnte, noch es wagen durfte, ihn, ohne Mißhandlungen zu erwarten, in seiner jetzigen Lage als ihren Liebhaber zu nennen, versicherte ihren Vater, wie sie, ob sie gleich jetzt auffer Stande wäre, den Namen ihres Liebhabers zu nennen, sie ihm dennoch mit Klugheit und Ueberlegung gewählt hätte, auch lieber sterben wollte, als daß sie sich von ihrem Geliebten trennen sollte. Doch der Vater versichert ihr, daß keine Weigerung von ihrer Seite ihn abhalten würde, seinem Plan gemäß, sie mit Herrn Triphon auch mit Gewalt zu verbinden, woforne sie ihn nicht den Namen ihres Liebhabers nennen würde. Henriette die den Sturfsinn ihres Vaters kannte, und durch die Wahrheit nichts zu verlieren glaubte, gesteht endlich ihr Geheimniß ihrem Vater, daß sein Handlungsdienner der Sohn des reichen Herrn Müllers aus Malwitz wäre, der oben angeführter Ursache wegen unter fremden Namen in seiner Handlung sich befände. Der Vater, dessen Liebblingwünsche, diese wiewohl sonst nicht zu versachtende Verbindung, ganz entgegen war, fiel es sehr leicht, diese Erzählung für unwahr zu halten, und seinen Handlungsdienner als einen Betrüger und Verfährer seiner Tochter zu behandeln, er ließ ihn ins Gefängniß werfen, und allda schnöde behandeln. Doch bald nahete der

Augen:

Augenblick, da Triphon entlarvt, und Müller belohnt werden sollte; denn da einer von Aponals Dienern einige Kostbarkeiten des Triphon verkaufen soll, werden selbige als diebischer Weise entwandte Sachen angehalten, er durch selbige entdeckt, eingezogen, und seiner verdienten That nach, erhöht. Müller aber, der seinem Vater aus dem Gefängnisse seine Lage berichtet hatte, erhält von selbigem sogleich die erbetenen Beweise, daß sein Vorgeben Wahrheit sey, und auch die so sehr erwünschte Landeshuldigung, wodurch er in dem Stande gesetzt wurde, wiederum unter seinen wahren Namen in der Welt zu erscheinen. Nunmehr wünschte selbst Herr Aponal ihn zum Schwiegersohne, welchem Wunsch Henriette und er gerne in Erfüllung brachten.

3.

Zugend führt ihren Lohn mit sich.

Der Handwerksmann Miniati in Mantua lebte in einer sehr unzufriedenen Ehe, da seine Frau ihm keine Kinder gebar, so unrecht es ist, mit seinem Weibe deswegen zu zürnen, so sehr glaubte

te er sich doch hierzu berechtigt, und täglich war sie seinem Schelten, ja thätiger Mißhandlung ausgesetzt. Sie suchte bei ihrer Nachbarin in diesem Anliegen Rath, welcher sich dahin neigte, daß sie sich durch verstellte Schwangerschaft ihrem Manne wiederum angenehm machen sollte, die Nachbarin wollte aber dahin sehen, zur rechten Zeit aus einem Kinderhause ihr ein neugebohrnes Kind zu verschaffen, welches sie als von ihr gebohren ihrem Manne darbringen sollte. Dieser Rath wurde treulich befolgt, und der Mann, der vorher mit seiner Frau sehr unzufrieden gelebt hatte, wurde der vergnügteste und beste Mann. Die Nachbarin Feliciere sorgte auch ihr Versprechen zu erfüllen, und brachte zur rechten Zeit ein neu gebohrnes Mädchen, welches Miniat mit Freuden für sein Kind annahm, da beyde Frauen ihn überreden, daß seine Frau dasselbe gebohren habe. Dieses Kind war aber eigentlich die Tochter des Kaufmann Agrippin aus Mantua, der durch einige verlohrene Schiffe, die durch Seestürme verunglückt waren, um alles Seinige gekommen war, und da er seine Gläubiger nicht bezahlen konnte, landesflüchtig werden mußte. Seine Frau, die damals der Geburt nahe war, wollte, sobald sie gebohren hatte, ihr Kind dem Waisenhause anvertrauen und ihrem Manne auf seiner Flucht begleiten. Feliciere, die solches erfuhr, nahm diese

diese Tochter, welche Fortunata hieß, sobald sie gebohren war, und die Mutter ihr ein Zeichen an dem sie dieselbe dermahleinst wieder erkennen konnte, gemacht hatte, nebst einer Belohnung für die Waisenvorsteherin mit, und versicherte der Mutter es als ihr eigen Kind erziehen zu lassen; statt dessen aber brachte sie das Kind zu ihrer Nachbarin. Die Frau des Agrippin folgte bald darauf ihrem Manne nach Otranto, wo selbst er sich niedergelassen hatte. Fortunata wurde in dem Hause ihrer vermeinten Eltern sehr gut erzogen, und nach mehr durchlebten Jahren wurde sie ein Ideal weiblicher Schönheit, mit dieser verband sie aber auch ein vortrefliches Herz, und ihr natürlicher Verstand entwickelte sich auch bei wenigem Unterrichte zu Jedermanns Bewunderung; daher sie sowohl von ihren Pfleger-Eltern geliebt, als von jedermann bewundert und verehrt wurde. Um diese Zeit hatte sich auch die Lage in der ihre rechten Eltern in Otranto lebten, sehr geändert. Herr Agrippin der alles Seinige verlohren hatte, war wieder so glücklich gewesen, mehr denn sein gehabter Verlust betrug, zu gewinnen. Er erkundigte sich also in diesen glücklichen Umständen auch wieder nach seiner Tochter, besonders da alle seine übrigen Kinder ihm durch den Tod entrissen waren. Er schrieb deswegen nach Mantua an die Vorsteherin des Waisenhauses, erhielt aber von dieser die

Nachricht, daß seine Tochter, bald nach der Abreise seiner Frau gestorben wäre. Fortunata die von allem diesen nichts wußte, auch nichts wissen konnte, lebte sehr vergnügt in einem Alter, da jeder junge Mann sie schön fand, und den innigsten Trieb verspürte sie zu lieben und von ihr geliebt zu werden; die wenigsten aber sie zu heyrathen, doch zeichneten sich unter diesen vorzüglich Tullio ein junger Edelmann, und der Parmesanische Graf Florian aus, beyde glaubten, daß diese Bürgerstöchter eine ihrem Range angemessene Beute wäre, und sie sich glücklich schätzen müßte, von ihnen bemerkt, und geliebt zu werden, besonders glaubte Letzterer, daß da seiner Figur und seinem Gelde so manche Mädchenverführung gelungen wäre, er auch hier seines Zweckes nicht verfehlen würde; ersterer aber faßte den Vorsatz, wenn alle bey ihr angewandte Verführungskünste mißlingen sollten, er, falls seine Eltern es ihm erlaubten, ihrer Schönheit wegen sich mit ihr verbinden wollte. Beyder Bemühen war aber gleich fruchtlos, und ihre Tugend siegte jederzeit über ihre tief versteckte Verführungspläne. Doch starb in dieser Zeit ihr vermeinter Vater, und hinterließ die seinigen in den dürftigsten Umständen, ihre Pflegemutter sah jetzt ihre Schönheit als ein unverwerfliches Mittel an, ihr ferneres Fortkommen und reichlichen Unterhalt sich durch ihr zu verschaffen.

Sie

Sie fing demnach selbst an, ihr zu einer freyern Lebensart anzurathen, ja da dieses ihren Wünschen noch nicht hinlänglich entsprach, verband sie sich mit dem Grafen, ihm selbige für eine ansehnliche Summe in sein Schlafzimmer zu liefern, und seinen Willen Preis zu geben. Es geschah, aber Fortunata setzte sich seinem Begehren mit größtem Muth entgegen, rief um Hülfe, daß die Nachbarn herbeyeilten und der Graf kaum der Muth der Hinzueilenden entrinnen konnte, sie aber erhielt ihrer Tugend wegen allgemeines Lob, und ihre Bewunderer vermehrten sich von Tage zu Tage. Fortunata aber war es nicht genug der über sie schwebenden Gefahr entronnen zu seyn, sondern ihre große Seele vergab auch diese schlechte That ihrer vermeinten Mutter, und kehrte, ohne sich bey ihr deswegen zu beschweren, wieder in ihr Haus zurück; doch diese überhäufte sie nicht nur mit Vorwürfen, sondern verstieß sie sogar, indem sie ihr bekannt machte, daß sie nicht ihr, sondern ein dem Waisenhause entnommenes Kind wäre, deren Eltern ihrem Vorgeben nach ganz unbekannt seyn sollten. So fiel Fortunata in dem tiefsten Abgrund menschlichen Elends, ganz sich selbst überlassen, jeder Unterstützung beraubt, glaubte ihre vorgebliche Mutter, sie in dem schon bereiteten Abgrunde, dem sie ihr vorher aus Eigennutz zugeführt hatte, jetzt um desto sicherer

hins

hineinzustürzen; wenn sie ihr alle bisherige Unterstützung versagte. Doch die Vorsicht wachte über sie, dann bald nach diesen Vorfällen befreite sie der Tod von diesem Ungeheuer in Muttergestalt, und ihre rechte Mutter, deren Mann auch in Otranto gestorben war, kehrte wieder nach Mantua ihrer Vaterstadt zurück, um das selbst ihr Leben zu enden. Hier wollte sie nun den Grabhügel, der ihre Tochter verbarg, aufsuchen, und ging daher ins Waisenhaus, um die Stelle zu erfahren, wo dieses geliebte Kind ruhte. Sie kommt zur Vorsteherin des Waisenhauses, erkundigt sich nach dem Grabhügel ihrer Tochter, um ihr noch eine Thräne zu weihen; diese erschrak der Forderung wegen und verirrete sich in ihren Aussagen so, daß Frau Agrippin das Widersprechende derselben ahnden mußte. Sie fängt an mit mehrerem Ernste ihr zuzureden, bis diese ihr gesteht, daß sie ihr Kind damals der Frau Feliciere habe übergeben müssen, sie geht zu selbige hin, und o welche Freude! erfährt von ihr, daß ihre Tochter noch lebt, und als die Tochter des Miniats erzogen worden sey; daß aber diese Leute vor kurzen gestorben wären, und ihre bey sich gehabte Pfliegerochter in dürftigen Umständen zurückgelassen hätten. Die Mutter eilt den Aufenthalt der Tochter zu, erkennt selbige sogleich an dem ihr nach der Geburt gegebenen Zeichen und setzt sie in die Rechte ihrer Tochter

Tochter ein. Tullio der auch in den niedrigsten Umständen die erhabene Tugend dieses liebenswürdigen Mädchens bewundert hatte, eilt jetzt, da ihre verbesserten Umstände ihn gerechte Ansprüche auf ihren Besitz erlauben, um sie zur Ehe zu begehren. Fortunata gab ihm hierauf Herz und Hand, und lebte hernach lange als glückliche Gattin und zärtliche Mutter.

4.

Dreimahl geheyrathet und doch nicht glücklich.

Sophie, die Tochter eines französischen Edelmanns, den wir Gauban nennen wollen, ein schönes ganz zur Liebe geschaffenes Mädchen, mußte, kaum 18 Jahr alt, ihren Nachbar Tirinte, einen alten Wittwer heyrathen, um durch diese Heyrath die lang gewährten Streitigkeiten, die zwischen ihrem Vater und Tirinte obwalteten, zu schlichten. Daß Sophie diesen Mann unmöglich lieben konnte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, denn wie kann ein junges feuriges Mädgen, einen alten fränklichen, grämlichen Mann lieben, einen Mann der viele große, sehr

böswärtige Söhne hatte, die zeithero jederzeit mit
 Sophiens Brüdern in offener Fehde gelebt hat-
 te, und sie sowohl, als ihre Brüder aufs äus-
 serste haßten, demohngeachtet mußte doch auf Befehl
 ihres Vaters diese Heyath vollzogen wer-
 den. Doch wie kurz war Tirintis Glück, kaum
 war er in dem Besitz ihrer Schönheit, als ihm
 dieselbe auch schon Ueberdruß gebahr, und er statt
 sein Weib ihrer Aufopferung wegen zu lieben,
 dasselbe mit seinen Söhnen zu mißhandeln anfangt,
 besonders, da er durch diese angefeuert, keines
 ihrer ihm gebohrnen Kinder für die seinen aner-
 kennen wollte, sondern sie als Ehebrecherin be-
 handelte, und daher auch in seinem Testament
 seinen Kindern erster Ehe alle seine Güter ver-
 machte, so daß sie, da er bald darauf starb, in
 höchst dürftige Umstände mit ihren Kindern ver-
 setzt wurde, es daher auch für ein großes Glück
 hielt, als ein reicher, aber podagrastischer Mann
 sie nach einiger Zeit zur Ehe begehrte. Doch
 auch dieses verminte Glück genöß sie nicht lan-
 ge, denn sie mußte bey seinem unerträglichen
 Weike und bei seiner Krankheit sehr viel leiden,
 und ihres Unterhalts wegen, während seines
 immerwährenden Scheltens und Drohens, ge-
 duldig auf seinen Tod harren, der denn auch bald
 und so glücklich für sie erfolgte, daß sie nach
 seinem Hinscheiden, sich als die einzige Erbin
 seines ganzen Vermögens ansehen konnte. Jetzt
 glaubte

glaubte sie sich in einer glücklichen Sphäre, und als eine reiche Wittve den Mann ihres Herzens sich selbst frey wählen zu können. Sie sah Faublas, einen schönen jungen Mann von sehr angenehmer Bildung, der aber das Unglück hatte, arm zu seyn, und da ihr dieser gefiel, so glaubte sie vom Schicksal bestimmt zu seyn, das Glück desselben durch Uebergabe ihrer Hand zu gründen; sie heyrathete ihn und schien sich für alle bisher erlittene Leiden schadlos zu halten; aber dieses scheinbare Glück dauerte nur einige Wochen. Denn kaum war Faublas Besitzer des Vermögens, als er auch desselben ganz genießen wollte und es so sehr gebrauchte, daß es nach Verfluß zweyer Jahre ganz verbraucht war und er sich durch den übermäßigen Gebrauch desselben den Tod zugezogen hatte, wo denn Sophie sich glücklich achten mußte, von den Kindern ihrer ersten Ehe aufgenommen zu werden und unterstützt, ihre Tage zu beschließen.

5.
Die
Zeit ändert viel.

Fräulein Maximia, am Pariser Hofe erzogen, mit allen Freuden und Vergnügungen desselben bekannt, wurde durch den Willen ihrer Eltern an einen schönen und reichen Manne verheirathet, der jedoch die stillen Freuden des Landes mehr als das Geräusch des Hofes liebte. Dieser eilte auch daher kurz nach seiner Vermählung seinen Güthern zu, und hoffte entfernt von dem Geräusche des Hofes, das Glück der Liebe im vollen Maße zu genießen. Doch seine schöne Frau, die auch auffer ihm Bewunderer ihrer Schönheit zu haben wünschte und diese auf dem Lande entbehren mußte, die Hofvergnügungen wünschte und an ländlichen Vergnügungen keine Freude haben konnte, war über den Entschluß ihres Gemahls sehr traurig und bemühte sich ihn dahin zu vermögen, daß er seine Güther verlassen, und beständig in Paris wohnen möchte; jede Bemühung derselben war aber umsonst, zwar führte er sie einige Zeit nach Paris, doch hielt er sich ihren Wünschen nach viel zu kurz daselbst

daselbst auf, und endlich da in Frankreich ein Krieg ausbrach und er der Fahne folgen mußte, übergab er sie der Aufsicht seines Vaters, eines alten podagrischen Mannes, wodurch sich die Leiden der Maximia, die sich wohl zur Liebhaberin, aber nicht zur Krankenwärterin gebildet hatte, sehr vermehrten. Doch der Krieg befreiete sie von ihrem Gemahl, er der ihre Lieblingswünsche nicht hatte erfüllen wollen, blieb im Trefsen und sie wurde eine höchst erfreute Wittwe, die nun die Freuden des Lebens recht zu genießen glaubte, deswegen war ihr auch jeder Zeitverlust ehe sie nach Paris kam, zuwider. Sie theilte ihre Güter mit den Erbnehmern ihres Mannes und eilte dem geliebten Paris zu, um im Trauergewandte jedes Männer: Herz zu fesseln und so ihres Herzens Wunsch gemäß zu leben. Sie hatte auch ihrer Schönheit wegen sehr bald die Freude von Liebhabern umgeben zu seyn, unter denen ein Wittwer Esner sie so zu fesseln wußte, daß sie selbigen ihre Hand versprach. Esner war Commandant einer Festung, von Paris entfernt und ein eben so schöner als kluger Mann, der daher auch die Koketterie seiner Braut mit Geduld ertrug und sie nach seiner Vermählung dadurch zu enden glaubte, daß er selbige mit sich auf seine Festung nehmen und daselbst für fernern zu freyen Umgang sichern wollte, wie er dieses auch gegen seine Freunde

B

äusserte.

äusserte. Doch dachte seine schöne Braut nicht mit ihm gleich und erschreck sehr da sie diese Aeußerung ihres künftigen Gemahls zufällig erfuhr, und faßte den Augenblick den Entschluß ihn nie zu heyrathen, sondern sich einen andern Mann zu wählen, von dem sie gewiß überzeugt wäre, daß er seine Lebenszeit in Paris zubringen müßte. Leicht war es dieser Schönen einen andern Liebhaber auch bis auf die Grenzen der Ehe zu führen, da Schönheit und Vermögen, welches sie beydes besaß, so sehr gesucht werden. Adrast, ein Königlicher Kammerherr, bewarb sich um ihre Hand, und da sie in demselben den Mann ihres Wunsches fand, Esner sich nach seiner Festung auf einige Zeit hatte begeben müssen, sie selbigem auch blos mündlich und nicht schriftlich die Ehe versprochen hatte, so eilte sie so geschwinde als möglich sich ehelich verbinden zu lassen, sie war auch glücklich genug noch ehe Esner zurück kam ihre Verbindung vollzogen zu sehen. Doch kurz nach ihrer Verbindung kam Esner nach Paris zurück, und schickte sogleich nach Maximia, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Dieses geschah frühe Morgens, als Maximia noch in den Armen ihres Adrast ruhete; selbige ließ den Edeln Knaben des Esner in ihr Schlafzimmer rufen und befahl ihm seinen Herrn anzuzeigen, wie er sie nebst ihrem Gemahl gefunden, welche Beyde

sich

sich ihm empfehlen, für seine gütige Erkundigung danken und fernerhin jedes Wohlseyn anwünschen ließen. Der Edelknabe eilte seinem Herrn diese Nachricht zu hinterbringen, welcher, da er selbige erfährt, äusserst erzürnet ward, doch da ihn Adrast unwissend beleidiget hatte, entschloß er sich denselben auch nicht gerade zu, sondern durch seine Frau zum Zweykampf aufzufordern. Er sandte also seinen Bedienten mit einer Schüssel Confect, auf deren Boden er die Ausforderung legte; den Bedienten befahl er diese Schüssel an die neu Vermählten abzugeben, mit der Nachricht, daß auch ihr Mann etwas darinn für sich finden würde. Adrast, der die Ausforderung bald fand, glaubte seiner Ehre es schuldig zu seyn, der Ausforderung sich zu stellen. Beyde erschienen an dem bestimmten Orte und Adrast war so unglücklich von Esner durch einen Stoß durch die Brust gleich getödtet zu werden. So viel Unglück kann ein schönes, eitles Frauenzimmer durch Unbedachtsamkeit über die Menschheit verbreiten.

6.

Schreiben eines Ausländers über unsere gewöhnliche Complimenten.

Mein Oberherr.

Wey den europäischen Völkern, unter welchen ich mich igt befinde, ist die Zunge von dem Herzen weiter entfernt, als London von Bantam, welche Oerter, wie du weißt, so weit von einander abliegen, daß die Einwohner des einen nichts davon wissen, was in dem andern vorgeht. Sie nennen uns Barbaren, weil wir so reden, wie wir es meinen, und sich selbst halten sie für ein wohlgesittetes Volk, weil sie ganz anders reden, als sie es meynen. Die Freymüthigkeit im Reden heißt bey ihnen eine bäurische Grobheit, und das Lügen eine Höflichkeit der Sitten. Sobald ich hier am Lande getreten, so kam ein Engländer, der von dem Oberherrn der Insel, mich zu empfangen, abgeschickt war, und sprach zu mir: Es ginge ihm mein Unglück, welches durch den Sturm, der kurz vor meiner Ankunft sehr gewüthet, mich betroffen, sehr zu Herzen. Ich war in etwas betrübt, da ich vernehmen mußte,

daß

daß er sich meinenthalben ängstliche Sorgen machte; aber es verging kaum eine Viertelstunde, so fing er an zu lächeln, und kam mir so fröhlich vor, als wenn er bey meinem Unglück ganz und gar unempfindlich wäre. Ein anderer der mit ihm gekommen war, ließ mir durch seinen Dolmetscher zu verstehen geben: er würde sich die größte Freude daraus machen, wenn er mir einige Dienste erweisen könnte, und erböte sich zu allem, was nur in seinem Vermögen wäre. Ich bat ihm darauf: daß er mir einen von meinen Mantelsäcken tragen möchte; aber anstatt mir, laut seinem Versprechen zu dienen, fing an zu lächeln und befahl einem andern das Paquet zu nehmen. Die ersten sieben oder acht Tage hielt ich mein Logis bey einen gewissen Gastwirth, der sprach zu mir: ich möchte sein Haus so, als mein eigenes ansehen, und mich desselben eben so gut bedienen, als wenn ich bey mir zu Hause wäre. Dieser Erlaubniß zu folge, unternahm ich gleich folgendes Tages eine von denen Mauren abzubrechen, um freyere Luft zu schöpfen und einiges von dem Stubenzierrath einzupacken, in der Absicht, dich damit zu beschenken. Aber sobald er mich damit beschäftigt sah, so ließ er mir andeuten, ich sollte das bleiben lassen, und verlangte er gar nicht, daß man ihm in seinem Hause dergleichen Ungelegenheit machte. Wenige Zeit hernach kam ein gewisser Mensch an mich,

vor den ich bey demjenigen, den man hler den Groß : Schatzmeister nennt, und der oberste Kronbediente ist, etwas Gutes ausgebeten hatte, er sagte zu mir : er wäre mir unendlich verbunden und würde sich dessen in Ewigkeit erinnern. Ich staunte über eine solche allzugroße Dankbarkeit und konnte mich nicht enthalten zu sagen : Was kann doch ein Mensch den andern vor eben so großen Dienst erweisen, dadurch er sich ihm in alle Ewigkeit verbindlich machen könnte! Dem sey nun, wie ihm wolle, anstatt aller Vergeltung bat ich nichts mehr von ihm, als daß er mir, so lange ich mich in diesem Lande aufhielt, seine älteste Tochter leihen möchte : ich befand aber sehr bald, daß er eben so treulos, als seine übrige Landsleute war. Als ich mich das erste mahl nach Hofe begab, so hatte mich bey einem Haare einer von denen großen Herren in meinem Vorhaben irre gemacht, indem er mich tausendmahl um Vergebung bat, daß er mich auf den Fuß getreten hätte. Dergleichen Art von Lügen nennen sie ein Compliment, und wenn sie gegen vornehme Leute höflich seyn wollen, so sagen sie ihnen solche falsche Dinge vor, daß wenn es einer von Deinen Staats : Bedienten thäte, Du ihm gewiß hundert Prügel auf die Fußsohlen würdest geben lassen. Ich weiß nicht, wie ich mit diesen Leuten das allgeringste würde schließen können, weil man sich auf ihr Wort

fast

fast gar nicht verlassen kann. Wenn ich des Königs Schreiber besuchen will, so sagt man mir insgemein, er sey nicht zu Hause, ob ich gleich zuweilen den Augenblick vorher selbst ihn habe nach Hause kommen sehen. Wenn du sie hören solltest, so würdest Du dir einbilden, daß sie alle mit einander Nerzte seyn müßten. Denn das erste, was sie mich täglich fragen, ist: wie ich mich befinde? Sie lassen es auch dabey nicht bewenden, daß sie sich bloß nach meiner Gesundheit erkundigten, sondern sie wünschen mir auch gute Gesundheit auf eine sehr feyerliche Art, mit einem ganz vollen Glase Wein in der Hand, so oft ich mit ihnen bey Tafel bin; ob sie gleich anderseits mich gerne zwingen wollen, so viel von ihrem Getränke zu trinken, daß ich davon krank werden müßte, wie ich denn die Erfahrung davon schon oft gehabt habe. Sie trinken oft auf deine Gesundheit mit großen Cerimonien; ich habe aber Ursache dieselbe viel eher von deiner guten Leibesbeschaffenheit zu erwarten, als von der Aufrichtigkeit ihrer Wünsche. Ach daß doch dein Knecht sein Leben und seine Gesundheit von diesem Heuchler-Geschlecht davon bringen und so lange leben möchte, daß er sich in der königlichen Stadt Bantam noch einmal zu deinen Füßen werfen könnte.

7.

Einem jeden das Seinige.

Tamerlan, dieser große Tyran, hat doch auch bisweilen Proben seiner Gerechtigkeits-Liebe gegeben. Z. B. Es hatte ein Bauer bey Bestellung seines Ackers einen großen Schatz aus der Erde gepflügt. Dieses kam einigen Hofleuten zu Ohren, die gaben es bey Tamerlan an, in der Hoffnung, auch dafür etwas von dem Gelde zu erhalten. Sie waren daher oft bemüht, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Bauer den Schatz abnehme und in seine Schatzkammer lege. Zur Ursache bedienten sie sich, weil dem Bauer so vieles Geld nicht nützen könne. Hierauf ließ Tamerlan etwas von dem gefundenen Gelde bringen, besah die Ueberschrift der Münzen wer dieselben hatte prägen lassen, ob nemlich solches von seinen Voreltern geschehen sey, oder nicht; da er aber befand, daß die Seinen solche Münzen nicht hatten prägen lassen, sprach Tamerlan, die weil es weder unserer Voreltern, noch unserer Münze Bildniß hat, warum wollen wir es dem Bauer nehmen und ihm nicht lassen, was ihm Gott und das Glück bescheevet hat.

8.

Die

vergoldne Treue und Untreue.

Leo der Fünfte, griechischer Kaiser, als er gewiß erfuhr, daß man ihm nach dem Leben trachtete, ließ zu Constantinopel starke Wachen halten, und gebot unter andern, daß man den, den man nach Sonnenuntergang auf der Gasse träfe, aufheben und bis zum Morgen einsperren sollte. Nun gedachte Leo die Treue seiner Wächter zu probiren, zog deswegen gemeine Kleider an, und ging bis zur ersten Wache. Als er befragt wurde, wohin er wollte, giebt er zur Antwort, er wolle ins gemeine Frauens-Haus gehen, und von dieser Wache löste er sich mit 12 Gulden, daß er unangehalten durchkam. Bey der andern Wache betrug er sich eben so, und diese ließen ihn für 20 Gulden durchpassiren. Da er aber an die dritte Wache kam, wollten selbige sich außs Geldnehmen nicht verstehen, sondern sie schlugen ihn und führten ihn ins Gefängniß. Da es nun bald Tag werden wollte, frug Leo den Kerkermeister, ob er den Kaiser kenne? Er

sagte nein, weil er selten unter die Leute gienge; und sagte dem Leo im Zorn: warum lässest du dir dein Leben nicht besser angelegen seyn, als daß du des Kaisers Gebot übertrittst und dir eine schwere Strafe zuziehst, der du nicht entgehen wirst? Kaum konnte der Kaiser den Kerkermeister überreden, daß selbiger sich überzeugte, daß er wirklich der Kaiser wäre, und daß er mit ihm, ehe es Tag würde, nach dem kaiserlichen Pallast ginge. Endlich aber, da er zu besorgen anfing, daß seine Weigerung schwere Strafe nach sich ziehen könne, so ließ er ihn los, begleitete ihn aber bis aufs Schloß. Als sie allda anlangten, beschenkte Leo den Kerkermeister mit vielem Gelde, befahl ihn jedoch den andern zu sagen: der Gefangene hätte sich aus dem Kerker gebrochen, und wäre entflohn. Den Morgen darauf ließ der Kaiser alle die, welche die Nacht die Wache gehabt hatten, vor sich fordern, und frug: ob sich keiner gefunden, der sein Gebot übertreten, und also ins Gefängniß gebracht wäre. Die erste und zweyte Wache sprach nein, die dritte Wache aber gestund; sie hätten zwar einen eingebracht, er wäre ihnen aber entronnen, sie fielen deswegen zur Erde und baten um Gnade, da sie an seinem Ausbrechen ganz unschuldig wären. Hierauf ließ der Kaiser die erste und zweyte Wache abtreten, der dritten aber zeigte er seinen zer schlagenen Rücken, lobte ihre Treue und belohn-

te dieselben Kaiserlich. Die andern wurden aber alle gezüchtigt, aus der Stadt verwiesen, das erhaltene Geld ihnen abgenommen, und der dritten Wache geschenkt. Dadurch erhielt Leo seinen Entzweck, daß sie sich für ihn fürchteten und niemand weiter durchpaßiren ließen.

9.

Das

verschlafene Glück.

Der obengenannte Kaiser Leo hielt zwölf Trabanten, die alle Nacht vor seinem Schlafgemache Wache halten mußten, um ihn, der jederzeit in Furcht für sein Leben war, zu beschützen. Der Kaiser, der stets Gefahr ahndete, war begierig zu wissen, ob seine Trabanten auch seinem Willen gemäß wachten; um dieses zu untersuchen, öffnete er einmal in der Nacht ganz still seine Kammerthür, und fand dem Scheine nach alle zwölf schlafen; doch einer von ihnen schlief nicht, sondern beobachtete den Kaiser, der bey einen jeden der Schlafenden eine gleiche Summe Goldes hinlegte, und denn ganz leise in seine Schlaf:

Schlafkammer zurück ging. Sobald sich der Kaiser entfernt hatte, ging der eine, der nur zu schlafen schien, zu allen den Schlafenden, und nahm das bey ihnen hingelegte Geld, und steckte es zu sich. Des folgenden Tages foderte der Kaiser alle Trabanten für sich, und frug was ihnen diese Nacht geträumet hätte, und was ihnen bey dem Erwachen zuerst begegnet wäre, oder was sie gefunden hätten. Sie antworteten, der Kaiser möge sie nicht für so nachlässig halten, daß sie auf ihrem Posten schliefen, und sie hätten bey dem Erwachen nichts gefunden, dieses wären sie erbtötig durch einen Eid zu bekräftigen. Der Kaiser wurde hierüber sehr zornig, vorzüglich, daß sie es ihm verheimlichen wollten, daß sie das Geld gefunden hätten, und drohte ihnen mit harter Strafe, woserne sie nicht die Wahrheit bekennen würden. Da fing der Zwölfte, der den eilfen das Geld genommen hatte, zu bekennen an, und sprach: Gnädiger Kaiser, was meine Kammeraden im Traume gesehen haben, weiß ich nicht, ich aber habe einen überaus angenehmen Traum gehabt, und wünsche oftmals so zu träumen: denn mich dächte, ich schlief nicht, meine Kammeraden aber schliefen alle sehr feste, da kam ein Mann, der sah Ew. Kaiserlichen Majestät ganz gleich, der legte bey einem jeden von uns eine gleiche Menge Goldes, und entfernte sich ganz stille; da meine Kammeraden sich hierauf nicht

regten

regten und nach dem Golde sich umfahen, so ging ich hin, und nahm es ihnen weg; denn es jammerte mich, daß eine so schöne Summe Goldes sollte getrennt werden, und glaubte mehr Nutzen davon zu ziehen, wenn ich es alles beisammen erhielt. Der Kaiser verstand nunmehr vollig, wie die Sache sich zugetragen hatte, und sprach: du bist es werth, daß dir also geträumet hat, du magst behalten, was dir dein Scheinschlaf bescheeret hat.

10.

Ein

Uebel ist oft die Quelle von manchen Guten.

Rismond von Rennes in Bretagne, war Vater von fünf Söhnen, die er mit vieler Sorgfalt, ohngeachtet seines mittelmäßigen Vermögens erzogen hatte. Die vier ältesten befanden sich bereits in Kriegesdiensten und dienten zur Freude des Vaters mit Ehre und Auszeichnung. Der Fünfte aber, obgleich von Seiten des Körpers vorzüglich schön gebildet, hatte doch eine seiner Geburt

Geburt und Erziehung sehr entehrende Neigung, die ihn die traurige Aussicht öffnete, demnächst zur Belohnung einen schimpflichen Tod zu überkommen. Mit einem Worte, das Stehlen war seine herrschende Neigung. In seiner Jugend vergieng fast kein Tag, ohne daß er einen Diebstahl begieng, doch war er nicht geschickt genug, diese Diebstähle verdeckt zu begehen; man erkappte ihn über selbige, zeigte sie seinem Vater an und warnte denselben, auf seinen Sohn acht zu haben und deswegen zu bestrafen. Er züchtigte ihn deswegen in der Jugend, und als er heranwuchs, gebrauchte er alle mögliche Vernunftgründe, um den Sohn von diesem Laster zu entwöhnen.

Eleontes, dies war der Name dieses Sohnes, schien auch durch selbige gerührt zu werden, bat seinen Vater um Verzeihung und versprach zur Begehung dieses Lasters sich nie wieder verführen zu lassen. Lisimond, über diesen Entschluß erfreut, umarmte seinen Sohn und versprach selbigen, alles anzuwenden, um ihn in gleichen Range mit seinen Brüdern zu setzen. Dies Versprechen hatte einige Zeit die erwünschte Wirkung, Eleontes bestritt seine Neigung mit solchem Eifer, daß obgleich sein Vater ihn oft Versuchungen aussetzte, er dieselbe glücklich überwand. Hieraus entstand der Glaube des Vaters, daß sein Sohn

Sohn seine Neigung der Ehre aufgeopfert habe, und aus Klugheit verschwiege er daher seinen übrigen Söhnen diese unglückliche Neigung ihres Bruders. Um diesen guten Vater noch glücklicher zu machen, sahe selbiger in seinem Sohne eine andere Neigung keimen, von der er die völlige Entfesselung von seiner vorigen erwartete, und dies war die Liebe. Belise, die Tochter seines Herzensfreundes fesselte Eleontes; stillschweigend und voll Freude sahe er der Entwicklung derselben zu, und glaubte, daß Dorimond, der Vater der Belise, auch dieser Verbindung nicht entgegen seyn würde, da er sich schmeichelte, daß seine edle Abstammung dem Dorimond Ersatz für das fehlende Vermögen seyn würde, denn Dorimond war sehr reich, dachte aber ganz anders als Lisimond sich einbildete. Doch ehe ich dieses erzähle, wollen wir uns erst nach Eleontes und Belise umsehen. Ich erwähnte schon, daß Eleontes schön, verständig und einschmeichelnd war, meine schöne Leserinnen wundern sich daher wohl nicht, insbesondere, da er noch sich einer vornehmen Geburt rühmen konnte, wenn ich ihnen versichere, daß er über die Unempfindlichkeit Belisens nicht seufzen durfte, sondern sie demselben, da er ihr seine Hand und Herz anbot, willig erwiderte, daß sie, wenn ihr Vater mit dieser Heyrath zufrieden wäre, seine Befehle gern befolgen würde. Doch wäh-

rend

rend Cleontes überlegte, wie er mit dem besten
 Erfolge dem Dorimond seine Wünsche eröffnen
 wollte, hatte dieser sich schon selbst seinen künf-
 tigen Schwiegersohn gewählt. Elidamant, der
 reiche Sohn eines Kaufmanns war es. Dieser
 junge Mann befand sich in Handlungsgeschäften
 seines Vaters in Rennes, eigentlich wohnte er
 zu St. Malo. Er war an Dorimond adressi-
 ret, wohnte bey selbigen, und wurde die Zeit
 seines Daseyns, als sein Kind behandelt. Eli-
 damant sah Belisen und fand sie sehr liebens-
 würdig, ja er wünschte sie als seine Gattin zu
 besitzen, und da er beyder Vermögensumstände
 gleich fand, so koste er seinen Wunsch um so
 leichter erfüllt zu sehen. Aus diesem Grunde
 machte er auch weder gegen den Vater, noch der
 Tochter, ein Geheimniß aus seiner Neigung.
 Elidamant besaß alle Eigenschaften, ein vernünf-
 tiges Frauenzimmer für sich einzunehmen, und
 übertraf ihn Cleontes an Schönheit, so stand er
 doch darin ihm weit nach, daß dieser nicht so,
 wie er, von der Wichtigkeit seiner eigenen Per-
 son eingenommen war. Aber Belise war an
 Cleontes schon gefesselt, daher konnte Elidamant
 ihre Neigung nicht erhalten, und er scharfsichtig
 genug, lernte nur zu bald in Cleontes den Ge-
 genstand kennen, der bey Belisen der Erwieder-
 rung seiner Neigung entgegen stand. Seiner
 ersten Hitze nach sollten die Waffen den Aus-
 schlag

schlag geben, wessen Belise werden sollte, doch er überlegte, daß er bis jetzt noch kein Recht auf Belisens Herz habe, Dorimond auch seine Absicht nicht wisse, er also der Billigkeit nach, demjenigen nicht feindselig behandeln könne, der so, wie er, ihr Herz zu erobern wünsche. Aus dieser Absicht faßte Elidamant den Entschluß, zuerst mit Dorimond zu sprechen, und von selbigen den Vorzug vor Cleontes zu erlangen. Dem Entschlusse folgte sogleich die Ausführung desselben, und Dorimond, der diese Verbindung äusserst wünschte, der die Zustimmung des Vaters des Elidamants in Händen hatte; versicherte ihn, daß er ihn gern als Schwiegersohn annehme, auch nicht zweifelte, daß seine Tochter diese Verbindung mit Vergnügen eingehen werde. Elidamant äusserte, daß sogleich er wünsche, daß seine Tochter mit ihm einstimmig seyn möchte, er doch dieses zu bezweifeln Ursache habe, da sie schon ihre Neigung dem Cleontes versichert zu haben schiene. Dorimond hielt dieses für unglaublich, daß seine Tochter ohne seine Zustimmung dem Cleontes sollte Versprechungen gemacht haben; aber um mehrerer Gewisheit, wolle er ihr sogleich seinen Willen und Elidamants Wünsche bekannt machen; deswegen ging er in das Zimmer seiner Tochter, erzählte ihr, daß Elidamant sie als Frau zu besitzen wünsche, er denselben auch schon sein Wort gegeben habe,

und auch von ihr hoffe, sie werde diese Verbindung mit Vergnügen knüpfen. Bey dem Nahmen Clidamant erblickte Belise, fiel dem Vater zu Füßen und bat denselben, ihr, da sie noch so jung wäre, mit Heyrathsanträgen zu verschonen. So wenig Dorimond diese Antwort erwartete, so sehr fand er in selbiger die Bestätigung der Aeussereung des Clidamant gegründet, der Zorn übermannte ihm, er sagte ihr, daß er den Grund ihres Weigerns kenne, und unbedingten Gehorsam verlange. Wie er von seiner Tochter zurück kam, versicherte er dem Clidamant nochmals seiner Zusage, obgleich seine Tochter seinen Befehlen nicht so, wie er es wünschte, entsprochen hätte. Um dies Versprechen zu erfüllen, ging Dorimond zu Cleontes Vater, den er sehr vergnügt über die Ankunft seiner andern Söhne antraf, welche von ihrem Regiment, ihn zu besuchen, Erlaubniß erhalten hatten, und erzählte selbigen, daß er entschlossen wäre, seine Tochter zu verheyrathen, auch selbige dem Clidamant schon wirklich versprochen hätte, doch da er sein vertrautester Freund wäre, dem er diese Sache zuerst bekannt mache, so hoffe er auch, daß er die Bitte, daß sein Sohn Cleontes seine Tochter jetzt nicht besuchen möchte, ihm nicht abschlagen würde, sondern er schmeichle sich, daß er selbst dieses demselben befehlen werde. Dies versprach Lisimond gern und getreu zu besorgen,

und

und Dorimond verließ denselben jetzt sehr vergnügt, da er ohne Feindschaft zu bewürken, seinen Entzweck so ganz erreicht hatte. Bey seiner Rückkunft ließ er sogleich die Hofmeisterin seiner Tochter rufen, welcher er die Verhältnisse seiner Tochter gegen Cleontes, die ohne sein Mitwissen sich entwickelt hätten, bekannt machte, und ihr darüber seinen Unwillen bezeugte. Diese versicherte ihn, daß sie mit diesen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, da Belise nie derselben gegen ihr gedacht hätte, doch versprach sie sehr genau auf Belisens Betragen acht zu haben, und zu verhindern, daß selbige ohne ihr Wissen nie etwas vornehmen könne. Dorimond versicherte ihr, solche Anstalten getroffen zu haben, daß Cleontes nicht mehr in sein Haus kommen würde, doch sollte es ja geschehen, daß selbiger insgeheim oder mit Belisens Vorwissen, sich in sein Haus sollte einschleichen wollen, so befehle er ihr, hierauf genau zu achten, und so sie es erführe, es ihm sogleich anzuzeigen. Die Hofmeisterin versprach dieses nicht nur, sondern sie war auch entschlossen, ihr Versprechen aufrichtig zu erfüllen.

Belise, die mit ganzer Seele dem Cleontes ergeben war, hatte während der Zeit auf Mittel gedacht, sich mit selbigen zu unterreden, und da sie ihrer Hofmeisterin nicht traute, ihre

Kammerjungfer sich zur Vertrauten gewählt, um durch selbige ihm ihre jetzige Lage bekannt zu machen. Sie erweichte dieselbige durch ihre Thränen, und erhielt von ihr das Versprechen, demselben einen Brief von ihr einzuhändigen. Um dies Versprechen zu erfüllen, stellte sie sich, nachdem sie den Brief erhalten hatte, mit selbigem in der Gegend seines Hauses so, daß sie jeden, der in demselben aus und einging, beobachten konnte; aber, ohne daß sie es ahndete, war die Hofmeisterin ihr nachgeschlichen, in einem von einer ihrer Freundinnen daselbst bewohnten Hause gegangen und beobachtete sie von daher. Sie durfte auch nicht lange warten, so erschien Cleontes, dem das Mädchen den Brief übergab, welcher, da er denselben gelesen hatte, ihr mündlich antwortete. Sobald Cleontes das Mädchen verlassen, eilte die Hofmeisterin ihr ängstlich und schnell entgegen und sagte: Ich suche sie überall, Belise läßt ihr sagen, sie möchte ihr doch den überlieferten Brief zurück bringen, da sie noch etwas dem Cleontes berichten wollte. Das Mädchen, welches aus dieser Anrede glaubt, daß die Hofmeisterin auch mit diesem Geheimnisse befannt wäre, antwortete, wie dieser Befehl zu spät käme, da Cleontes schon von ihr den Brief erhalten habe, doch habe es nichts auf sich, indem Cleontes laut ihrem Befehl versprochen habe, sich Abends um 10 Uhr an der Thüre des

Garten: Saals einzufinden. Eine so bestimmte Verabredung, die die Ehre der Hofmeisterin selbst beleidigte, erregte ihren Zorn, und in der Hitze sagte sie: wie Julie, dies war der Name des Mädgens, sie hat die Vermessenheit Belisen in ihrer Thorheit zu dienen, und giebt mir von ihrem Betragen keine Nachricht? Wisse sie, daß Dorimond alles weiß, und sie ist auf immer verlohren, wenn sie ihm nicht jeden Umstand bekannt macht. Julie erschrocken, daß sie sich so hatte anführen lassen und voll Furcht über den Zorn Dorimonds beichtete sie, daß ihr schon seit einem Monate die Verhältnisse Cleontes und Belisens bekannt wären, doch hätte sie deswegen geschwiegen, weil sie dies Bündniß für eine mögliche Sache gehalten, auch wäre dieses das erste Schreiben, so sie dem Cleontes von Belise übergeben habe. Die Hofmeisterin wurde hies durch beruhiget und versprach ihr Vergebung ihres Unverständes, doch mußte sie versprechen, dergleichen Bestellungen nie wieder zu übernehmen, und diese gleich dem Dorimond zu berichten. Julie versprach alles, und war froh sich so glücklich aus der ihr drohenden Gefahr errettet zu sehen. Beyde giengen nun wieder, doch auf verschiedene Wege, nach Hause, damit Belisen keinen Argwohn deswegen haben möchte, und machten beyde dem Dorimond das eben erzählte, bekannt. Zuerst faßte selbiger den Entschluß Cle-

ontes mit seiner Tochter zu überraschen, und beyde seinem Zorn aufzuopfern. Um seinen Entzweck gewiß zu erreichen, befahl er Julien unter den schärfsten Bedrohungen, künftig vernünftiger zu handeln, und alles, was seine Tochter ihr Cleontes wegen auftragen würde, ihm zu berichten; jeso aber solle sie in dieser Absicht dasjenige, was Cleontes ihr aufgetragen, seiner Tochter getreu berichten, doch solle sie sich ja nichts merken lassen, als ob ihr Vater etwas davon ahndete, alsdenn solle sie ihn zur bestimmten Zeit zu ihr in den Saal führen, Dorimond aber wolle sich vorher in das Nebenzimmerchen begeben, und aus diesem alles beobachten, was die beyden unternehmen würden, und nach den bestimmten Umständen seine Maasregeln nehmen. Julie aber sollte, sobald sie Cleontes eingeführt hätte, alle seine Bedienten versammeln und so stellen, daß sie auf sein Rufen alle sogleich herbeyleilen könnten. Alsdann entließ er selbige.

Elidamant der ausgegangen war, Cleontes anzutreffen, und ihn über sein Betragen zur Rede zu setzen, ihn aber nicht angetroffen hatte, kam sehr zerstreut und mißvergnügt zu Hause. Belise, die ihre Zusammenkunft mit Cleontes, und wie dieses Wagstück ablaufen würde, allein beschäftigte, war auch überaus zerstreut, und zu keinem Vergnügen gestimmt, und Dorimond selbst,

selbst, dem diese Auftritte äusserst entrüstet hatten, war keines Vergnügens empfänglich, daher kam es denn auch sehr natürlich, daß die Abendmahlzeit äusserst kurz währte, da jeder für sich beschäftigt war und die Aufhebung derselben je eher, je lieber wünschte. Clidamant ging auf sein Zimmer, um mit dem frühesten des kommenden Tages Cleontes aufzusuchen, Dorimond in sein Nebenzimmerchen, um zu beobachten, und Belise, die ihren Vater jetzt im Bette vermuthete, in den Gartensaal, und Julie an die Gartenthüre. Belise blieb also im Gartensaal allein, ging gedankenvoll demselben verschiedene mahl auf und nieder, ermüdete, setzte sich nieder und theils die Schwüle des verfloffenen Tages, theils Müdigkeit wiegten sie in einen sanften Schlaf.

Cleontes, der ehe er nach Belise kam, bey seinem Vater gewesen, seine angekommene Brüder gesprochen, und von seinem Vater den Wunsch und Bitte des Dorimonds erfahren hatte, erwartete mit Sehnsucht die Zeit, der ihm von Belisen bestimmten Zusammenkunft, um mit dieser, die ihrer Liebe drohende Gefahr abzuwenden, und dieses um so viel mehr, da er seinem Vater seine Liebe eingestanden, und dieser ihm gesagt hatte, daß er selbst diese Verbindung gern gesehen haben würde, und ihn bedauere, daß

er sich ihm nicht eher entdeckt habe; doch mußte er seinen Vater versprechen, daß er Dorimonds Wunsch erfüllen wolle. Dieses, und daß seine Brüder ihn bey dem Abendessen etwas aufhielten, war der Grund, daß er nicht eher, als um 11 Uhr zu Belisen kommen konnte. So als er in den Garten, dessen Thür er geöffnet fand, kam, und im Gartensaal Licht sahe, ging er ganz still auf selbigem zu, näherte sich der schlafenden Belise, warf sich für selbige auf die Knie und beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Mit Vergnügen betrachtete er dies wirklich schöne sechszehnjährige Mädchen, und wer sollte es glauben, daß bey dem Anstaunen dieser Schönheit, sich andere Gefühle in Eleontes Brust sollten entwickeln können, und doch geschah es. Eleontes betrachtete den schönen weissen Hals derselben, und wurde zu seinem Unglück eine Schnur vortreflicher Perlen gewahr, und mit einemahl erwachte mit Riesenstärke seine alte Neigung zum Stehlen; er stand auf untersuchte, ob niemand zugegen sey, der ihn beobachten könnte; er schob die Lichter hin und her, um ihres Schlafes gewiß zu seyn, und da er sich überredete, die That mit Sicherheit verüben zu können, so löste er ihr die Schnur so geschickt vom Halse, daß sie davon nicht erwachte. Sobald er sie in Händen hatte, wollte er entfliehen, indem er sich sogleich über den Verlust seiner Geliebten dadurch tröstete,

daß

daß er ihre Stelle leicht durch eine andere würde ersetzen können, doch schien es ihn möglich, daß er ertappt und durch Untersuchung der Diebstahl entdeckt werden könnte; um auch hier sicher zu gehen, entschloß er sich, so unwahrscheinlich dieses auch manchen scheinen mag, die geraubten Perlen zu verschlucken, und kaum war dieser Gedanke in ihm entstanden, als er auch in That überging. Dorimond, der dieses alles sah und sein Selbstgespräch zuhörte, glaubte seinen Augen und Ohren fast nicht trauen zu können, wenn er den Uebergang einer solchen heftig scheinenden Liebe in eine solche Frevelthat überdachte; doch die That geschah zu sichtbar, als daß er an der Wahrheit derselben weiter zweifeln konnte. Schnell verließ jetzt Cleontes den Gartensaal, in gewisser Hoffnung, durch die Gartenthür ebenso ungesehen zu entkommen, als er hereingegangen war, doch als er an selbige kam, fand er sie verschlossen, und hinter sich hörte er schon von verschiedenen Stimmen, deren Anführer Dorimond war, das fürchterliche, Diebe! Diebe! rufen, und gleich darauf sahe er sich von verschiedenen Personen beyder Geschlechter unter denen auch Dorimond und Elidamant waren, umgeben. Jetzt erwachte auch Belise durch das gehörte Geschrey und bemerkte gleich den Verlust ihres Halsbandes. Als sie das Geschrey, Diebe hörte, glaubte sie, es müsse sich an Cleontes

Stelle einer eingeschlichen haben, den man jetzt noch glücklicherweise nachsetze, sie lief also auch im Garten den Geschrey nach. Doch kaum sah sie, daß es Cleontes selbst war, dem ihr Vater des Diebstahls beschuldigte, als sie sich äusserst entsetzte. Clidamant, der glaubte, daß Liebe allein den Cleontes auf verbotene Wege geführet hätte, und dem es nicht einfiel zu ahnden, daß Cleontes eines solchen Lasters fähig wäre, der auch gern einen so großen Zwist zwischen beyden Familien vermeiden wollte, suchte auf alle Weise die Domestiken des Dorimonds zu entfernen. Dorimond hingegen, der den sichern Grund seiner Beschuldigung kannte, der da wußte, daß er bey selbiger auf keine Weise Gefahr lief, und doch gerne die Niedrigkeit und den schlechten Karakter des Liebhabers seiner Tochter mit völliger Ueberzeugung darstellen wollte, war sehr schwer hiezu zu bewegen. Doch nach vielen Bitten des Clidamants entließ er seine Leute, und Dorimond, Clidamant, Belise und Cleontes gingen in den Gartensaal. Nunmehr frug Clidamant den Cleontes in Dorimonds Nahmen um die Ursache, die ihn bewegen habe, sich so spät hieselbst finden zu lassen, und wie er hieher gekommen wäre? doch indem Cleontes antworten wollte, fiel Belise den Dorimond zu Füßen, erzählte ihn, wie sie den Cleontes hieher bestellt habe, wie sie ihn unaussprechlich liebe, und nur, mit ihm verbunden,

bunden, glücklich seyn und werden könne. Dorimond antwortete ihr hierauf: Ich glaube nicht, daß meine Tochter sich von ihrer Leidenschaft so weit verführen lassen wird, einen öffentlichen Dieb ehelichen zu wollen; denn Cleontes ist es, der dir dein Halsband entwandt und die Perlen verschluckt hat, und nachdem er diese That verübet hatte, dich verlassen und entweichen wollte. Ob es Belisen gleich unglaublich schiene, daß Cleontes so schlecht sollte handeln können, so antwortete sie doch, daß er ihrem Haß und Abscheu erregen würde, wenn man ihn dieser That unwidersprechlich überführen könne. Obgleich Clidamant und Cleontes hierauf nicht antworteten, so war doch dem Letztern mehr, als lesendlich, seine That auf seinem Gesichte und in seinem Betragen gezeichnet. Clidamant, der ihn genau beobachtete, war von der Wahrheit dessen, was Dorimond sagte, hinlänglich überzeugt, doch sagte er: Es ist mir Leid zu sehen, wie Belise mich einem solchen Nebenbuhler nachsetzt, und es wäre mir zu verzeihen, wenn ich mich dadurch an ihnen rächte, daß ich diesen Vorgang öffentlich bekannt machte, doch Belisens Ehre ist mir zu theuer, und deswegen bitte ich sie, den Cleontes gehen zu lassen, ohne weiter von dem Halsbande zu reden, möge er immer die Belohnung seiner schlechten Handlung in sich selbst finden. Doch hier stimmte Dorimond nicht bey, der als

Kauf:

Kaufmann einen so großen Verlust nicht ertragen konnte, von dem er überzeugt wußte, daß selbiger ihm ersetzt werden müsse. Er sagte, er wäre damit einstimmig, daß man diese Sache, so viel möglich, geheimnißvoll betriebe, doch wäre es durchaus nothwendig, daß Lisimond und seine andern Söhne davon Nachricht erhielten, damit sie ihm den Werth des Halsbandes ersetzen, wenn sie verlangten, daß er schweigen sollte. Und sogleich rief er die Hofmeisterin, und befahl ihr, sogleich zum Lisimond zu gehen und ihm und seine andern Söhne noch in der Nacht zu ihm zu bitten, mit dem Beyfügen, daß es höchst nothwendig wäre, daß sie noch vor Tage erscheinen.

Während dieses vorging, hatte Cleontes sich von seinem Schrecken erholt und sagte, wie es ihm sehr freue, daß man seinen Vater und seine Brüder rufen lasse, damit diese sehen könnten, wie schimpflich und entehrend man ihn behandle. Es wäre schändlich, daß er einen solchen Vorwand nehme, um ihm seine Tochter zu verweigern, er würde aber es auch sich selbst zuschreiben können, wenn er eine der angethanen Beschimpfung gleichkommende Ehrenerstattung von ihm mit Recht fordern werde. Dorimond beantwortete dies alles mit einem verächtlichen Lächeln, und unter der Zeit erschien Lisimond mit seinen

seinen Söhnen kufferst bestürzt und ungeduldig,
 zu erfahren, was vorgefallen wäre. Aber kaum
 waren sie auch da, als schon Dorimond ihnen
 den ganzen Vorgang eröffnete, alle Worte
 und Ueberlegungen des Cleontes erzählte, selbst
 seine Geberden, die er wegen Verbergung seines
 Diebstals gemacht hatte, ihm nachmachte. Die
 Sache war zu klar, als daß jemand an der War-
 heit derselben zweifeln konnte, vorzüglich Lis-
 mond, der die unglückliche Neigung seines Soh-
 nes kannte. Seine vier Brüder waren gleich-
 falls sehr bestürzt, und beobachteten das tieffte
 Stillschweigen. Endlich nach langem Nachden-
 ken nahm Lisimond das Wort und wendete sich
 zu Dorimond: Ich habe nicht das geringste wi-
 der dasjenige, was sie uns gesagt haben, einzur-
 wenden, weil sie selbst Augenzeuge gewesen zu
 seyn, versichern; doch werden sie mir erlauben,
 Cleontes nicht ungehört zu verdammen. Da ich
 es ihm aber ansehe, daß es ihm sauer ankoms-
 men würde, in ihrer Gegenwart zu reden, so
 erlauben sie, daß ich ihn mit mir nehmen darf.
 Ich stehe ihnen für alles und verspreche bey Treu
 und Glauben, daß sie ihr Halsband zurück er-
 halten sollen, und dieses ist um so nothwendiger,
 da uns allen gleich viel daran gelegen seyn muß,
 daß die Sache für jeden andern ein Geheimniß
 bleibe. Clidamant, der während dieser Zeit un-
 endliche Angst wegen Belisen ausstand, war der
 erste,

erste, der des Pisimonds Begehren für billig erklärte, und Dorimond, der desselben Aufrichtigkeit kannte, stimmte demselben ohne langes Zieten bey. Pisimond verfügte sich also mit seinen Söhnen, die den Cleontes in die Mitte nahmen, nach Hause.

Dorimond ließ seine Tochter auf ihr Zimmer gehen, und sagte auf Clidamants Rath, allen seinen Bedienten, daß er über die, dem Cleontes zugesetzte Bezehung recht verdrüsslich wäre, da er sich bloß um gegen die Verfolgung einiger Bösewichter zu sichern, die auch auffer Zweifel das Halsband seiner Tochter geraubt haben mußten, in den Garten geflüchtet hätte; welches seine Bedienten, auffer der Hofmeisterin und Julie, welche die wahren Umstände kannten, aber schweigen mußten, glaubten. Belise brachte den Rest der Nacht mit Ueberlegungen zu, und hielt den Cleontes bald für schuldig, bald für unschuldig.

Pisimond hielt mit seinen Söhnen Rath, und eröffnete ihnen zugleich, um ihre Ueberlegung desto richtiger zu führen, die unglückliche Neigung ihres Bruders zum Stehlen, die er schon von Jugend an bey sich geäußert habe. Bey dieser mehr als gewissen Ueberzeugung der Strafbarkeit ihres Bruders, wo zugleich ihre
 Ehre

Ehre und Ansehn mit litt, regte sich ihr Zorn, und jede Bestrafung ihres Bruders, es sey durch Gift oder dem Stricke, jedes schien ihnen recht mäßig, ja der endliche Schluß war, daß sie alles wagen müßten, eines solchen Menschen aus ihrer Familie los zu werden. Aber der Vater Lisimond war anderer Meynung; er zeigte ihnen, daß dergleichen Gewaltthätigkeiten eigenmächtig verübt, ungerecht, und eben so strafbar als jener Diebstahl wären, ja daß sie dadurch das Halsband nicht wieder erhielten, welches sie doch ersetzen müßten, und doch wüßten sie, daß seine Umstände es nicht möglich machten, selbige zu bezahlen; da es aber wahr wäre, daß Cleontes es verschluckt habe, so wisse er ein andrer Mittel, dasselbe wieder zu bekommen, und zugleich den Cleontes so zu bestrafen, daß er gewiß glaube, daß selbigem die Lust zum Stehlen nimmermehr wieder ankommen sollte.

Die Brüder baten ihm, seine Gedanken ihnen deswegen deutlicher zu eröffnen. Lisimond antwortete, es wäre dieses etwas ganz natürliches, und wenn er es ihnen würde gesagt haben, würden sie ihm sehr bald recht geben; er meine, man müsse eine sehr stark abführende Arznei machen lassen, und den Cleontes zwingen, selbige zu verschlucken, welche denn durch ihre Wirkung die gestohlenen Perlen wieder verschaffen würde, und
selbis

selbiger würde so matt werden, daß er für sein Leben fürchten, und dabey auf bessere Gesinnungen gebracht werden würde. Dieser Vorschlag gefiel den Brüdern vortreflich, und er wurde unverzüglich ins Werk gerichtet.

Sie ließen eine äußerst stark purgierende Arzney verfertigen, und mit selbiger ging Lisimond nebst seinen vier Söhnen zum Cleontes, der in seiner Kammer wohl verwahrt auf seinem Bette lag, und seinem Schicksale ängstlich entgegen harrete. Lisimond, indem er eintrat, hatte in der einen Hand den Becher mit der zubereiteten Arzney, und in der andern eine Pistole, so trat er vor den Cleontes und sagte zu selbigem mit ernsthafter Miene: Weil meine Ermahnungen, meine Warnungen und Bitten, ja was noch mehr, die Ehre und das Blut, so in deinen Adern rollt, dir keine gute Neigungen verschaffen können, so muß man verhindern, daß deine böse Neigungen dich nicht endlich auf die Blut-Bühne bringen, und deine Schande auf deine Familie zurückfalle; nimm also den Trank aus meiner Hand an, der dir die geschluckten Perlen verdauen helfen soll, weigerst du dich desselben, so zerschmettere diese Pistole dein Gehirn.

Cleontes

Cleontes zitterte bey dieser Anrede: Er wollte reden, doch die Furcht band seine Zunge. Weil er sich einbildete, es wäre Gift in dem Becher, so stellte er sich seinen Tod gewiß vor; doch behielt die Furcht für die Pistole die Oberhand, indem er sich noch mit der Hoffnung schmeichelte, daß nachdem er den Trank genommen, doch noch Hülfe für ihn möglich sey, wenn der Zorn seines Vaters sich mildern sollte, nachdem die Pistole aber los gedrückt wäre, so sehe er weiter für sich keine Hülfe übrig. Er streckte daher zitternd seine Hand nach dem Becher aus und trank ihn ohne ein Wort zu sagen, doch seine blasse Gesichtsfarbe zeigte hinlänglich, was in seinem Innern vorging, er hatte nun den Becher geleert und erwartete gewiß den Tod. Durch diese Empfindung ganz gefesselt, unterlag dem Geiste der Körper, er wurde ganz abgemattet und schwach, so daß er sich nicht weiter aufrecht halten konnte, er sank aufs Bette und sah seinen Vater mit sterbenden Augen an. Ich bin strafbar mein Vater, so wurden seine Gedanken endlich Wörter, ich bekenne es; ich habe der Verlösen Halsband genommen und die hundert und zwey und dreyßig große Perlen, woraus selbiges zusammengesetzt war, verschluckt; ohnmöglich war es mir, dieser Versuchung zu widerstehen, jetzt reut es mich von Herzen, nicht sowohl, weil es mir den Tod bringt, als weil ich meinen Va-

ter gezwungen habe, mir den Todesbecher selbst zu reichen.

Du hast, antwortete Lisimond, schon zu oft Reue nach der That bewiesen, daß du mich zwingest, erst die Wirkung des Saftes abzuwarten, ehe ich deinen Worten glauben kann; denn wisse, ohngeacht deiner schändlichen That, bin ich dennoch dein Vater und nicht so unmenschlich dich ums Leben zu bringen, sondern dein Leben beruhet lediglich bey dir selbst; der dir gegebene Trank hat die Tugend, daß wenn du wirklich in deinem Innern beschließt, daß du besser werden willst, er dich nicht umbringt, sondern die eingeschluckten Perlen, obgleich mit großen Schmerzen, von dir treiben wird. Ist diese deine Reue aber nur Verstellung oder Wirkung des gegenwärtigen Augenblicks und der Angst in der du dich tzt befindest, so werden die Perlen bey dir bleiben, und du bist ohnrettbar ein Raub des Todes. Ich werde als ein guter Vater für dich Sorge tragen, ich und deine Brüder werden dich nicht verlassen; auch habe ich schon für gute Brähen gesorgt, die, so viel als möglich, deine Schmerzen zu lindern, bereit seyn sollen.

Es ist der menschlichen Natur tief eingepägt, daß, was man wünscht, auch zu glauben. Mit Freude hörte also Cleontes die Rede seines Vaters

Was

Waters und versicherte, daß wenn die Aufrichtigkeit seiner Reue ihn retten könnte, sein Leben gewiß schon gerettet wäre. Jetzt fing die Arzeney und zwar so heftig bey ihm zu wirken an, daß er von Angstschweiß ganz bedeckt war. Ohnmachten, Erbrechen, Zuckungen, erfolgten eins aufs andere, so daß man sich alle Augenblicke seines Abschiedes versah, und sobald er sich von diesen starken Erschütterungen etwas erholte, so waren die wiederholten Eidschwüre der Wahrhaftigkeit seiner Reue, seine einzigen Worte, und ängstlich frug er, ob noch keine Perlen zum Vorschein kämen, und er suchte selbige mit eben der Begierde, mit der sein Vater und seine Brüder sie alle Augenblick zu finden hofen. Endlich, nachdem die Arzeney, nach sehr heftigen Schmerzen ihre Wirkung völlig geäußert hatte, fand man die hundert und zwey und dreyßig Perlen zur größten Freude des Kranken, der eben so viel Freude bey ihrem Abgang bezeigte, als er bey ihrem Verschlucken nur empfunden haben konnte.

Der Vater und die Brüder spielten ihre angenommene Rolle fort, nichts als Freude schien sie zu beseelen und sie umarmten ihren Bruder, sie sprachen ihn zur Beharrung in seinem Vorsatze Muth zu, da ihm seine Reue so schön vom Tode errettet habe. Doch seine Mattigkeit und

die verschiedene, so sehr ihn angraffenden, schnell wechselnden Empfindungen brachten bey ihm eine sehr lang anhaltende Ohnmacht zuwege, aus welcher er mit einem sehr heftigen Fieber erwachte. Es wurde sogleich zum Arzt geschickt und selbtem gesagt, daß der Kranke unglücklicherweise eine zu heftig wirkende Purganz eingenommen habe, wodurch er in dem jetzigen Zustand versetzt worden sey. Wir überlassen ihn für jetzt dem Arzte und verfügen uns mit zweyen seiner Brüder nach Dorimond, die hingiengen, um mit selbigem allein zu sprechen. Dorimond erschien und führte sie in ein Zimmer, in welchem er sicher war, daß sie von niemanden belauscht werden könnten. Hier erzählten sie ihm auf welche Weise sie sein Halsband wieder bekommen hätten und überreichten ihm solches ganz ohnbeschädigt, zugleich baten sie ihn, diese Sache gegen niemanden bekannt zu machen, sondern sie einer ewigen Vergessenheit zu überliefern, welches er ihnen denn auch mit Verpfändung seiner Ehre versprach. Sobald sie sich entfernet hatten, lief er in das Zimmer seiner Tochter, in welches er auch Clidamant rufen ließ, und erzählte diesen, um der Sache wissenden, den ganzen ihm bekannt gemachten Erfolg derselben, und übergab seiner Tochter das geraubte Halsband, und frug selbige, ob sie Cleontes noch ihrer Neigung werth achte? Bekise, die Zeit gehabt hatte, über das

Betragen Cleontes nachzudenken, die sich hinlänglich überzeugt hatte, daß er ihr das Halsband entwandt habe, hatte jezt ihre ehemalige Liebe in Haß verwandelt, sie stieß die Perlen von sich und sagte: Ich erkenne, wie sehr ich gesehlt habe, einem so unwürdigen Manne, meiner Neigung zu würdigen, aber vergeben sie es der Unersahrenheit meines Alters, daß ich mich durch Schmeichleien und dem äussern Schein so verblenden ließ. Ich glaubte, daß ein Mann von erhabnem Stande, so wie durch seine Geburt, auch durch seine Neigungen und durch sein Betragen über andere erhaben und ihnen vorzuziehen wäre, und daß darin allein der wahre Adel des Adeltichen bestünde; meine Einbildung hat mir das Wahrscheinliche für das Wahre annehmen lassen, doch Clidamants und Cleontes Betragen gegen einander gehalten, haben es mir nur zu sehr gezeigt, wie ich geirret und aus Irrthum gesehlet habe; denn letzterer sagte, er bete mich an, damit er mich bestehen könnte, und ersterer hat, ohne auf meine Gleichgültigkeit zu achten, so viel Achtung für mich behalten, daß er auch selbst seinen Nebenbuhler nicht beschimpfen wollte, weil er fürchtete, es möchte meine Ehre darunter leiden. Dies Verfahren hat mehr bey mir gewürkt, als alle Beweise seiner Hochachtung gegen mich, und wenn es mir erlaubt ist, und Clidamand mich jetzt nicht verach-

tet, so will ich mich äusserst bestreben, die ihm
 vorhero zugefügten Beleidigungen durch gehäns-
 te Zärtlichkeiten zu ersetzen. Belise benahm sich
 dabey so gutmüthig und zärtlich, daß Clidamant
 von Liebe hingerissen, es nicht erwarten konnte,
 was Dorimond hierauf antworten würde, er
 hob sie von den Füßen ihres Vaters auf, stürzte
 sich ihr zu Füßen mit der Versicherung, daß nichts
 in der Welt vermögend wäre, seine Liebe und
 Hochachtung zu ihr zu schwächen, und er die Ver-
 gebenheit mit dem Halsbände als das glücklich-
 ste Ereigniß für sich betrachte. Dorimond erfreu-
 te sich der Sinnesänderung seiner Tochter und
 vergab ihr gern ihr Vergehen, da selbiges eine
 so herrliche Aenderung ihrer Wünsche bewirkt
 habe, doch mit der einzigen Einschränkung, daß
 in dreyen Tagen die Vollziehung ihrer Verbin-
 dung gefeyert werden müsse. Welches Belise
 sich jezt gerne gefallen ließ, und diese wurde auch
 am dritten Tage ihrem Vermögen anpassend mit
 vielem Aufwande gefeyert. Der sehr kranke
 Eleontes erhohlte sich aber sehr langsam durch
 Hülfe seiner Jugendkräfte und als er genesen
 war, begab er sich, durch die Annäherung des
 Todes gebessert, in ein Kloster, wo er nach Jah-
 ren sein übriges gut geführtes Leben ruhig endete.

II.

Der

Geizige empfängt ein gerechtes Urtheil.

Ein sehr geschickter Tischlermeister, welcher in der Residenz eines Römisch ; Catholischen Bischofs wohnte, schickte eines Tages seinen Gesellen und Burschen in das Haus eines reichen Mannes, um in dessen Wohnstube alles Tafelwerk abzureißen, und sie mit Nußbaumholz auf neue auszutafeln. Während der Lehrbursch etwas holt, ist der Gesell allein beschäftigt, die Bildsäule des heiligen Bonifacius abzubrechen, die in einer Ecke des Zimmers angenagelt war, da er einige Gewalt dazu anwenden mußte, so brach das alte wurmstichige Holz, so durch Länge der Zeit ganz vermodert war, auseinander, und aus der Höhlung seines Körpers fielen zum Erstaunen des Gesellen eine große Anzahl Chremnitzer Ducaten, deren Anzahl sich, da er sie auffammelte, auf 632 Stück belief. Dieses Auffammeln war, noch ehe der Bursch zurück-

kam, vollbracht, da er den Hausknecht sah, so
 bat er selbigem, seinem Herrn zu ersuchen, daß
 er gleich zu ihm kommen möge, doch dieser der
 beym-Mittags-Speisen sich befand, kam nicht
 eher, als nach Endigung desselben, und frug,
 warum er ihn so eifertig rufen lassen, ob er
 nicht warten könne, bis er abgespelzt habe?
 Mein Herr, antwortete der Gefell, es wird ih-
 nen bekannt seyn, daß die Lutheraner, deren
 Glaubensgenosse ich bin, nicht glauben, daß die
 verstorbenen Heiligen den lebenden Menschen
 Wohlthaten erzeigen können, allein dieser heilige
 Benifacius, dessen schönen Nahmen ich zu sei-
 nen Füßen angeschrieben sehe, hat mich heute ei-
 nes andern überzeugt. Denn ohngeachtet ich so
 unglücklich war, seinen von Würmern durchfress-
 ten Körper zu zerbrechen, so hat er dennoch
 mir dieses Geschenk ihnen, als dem Hausherrn,
 zu überreichen anvertraut, und hiebey überreichte
 er ihn die 632 Ducaten. Der Hausherr er-
 staunte hierüber, sagte aber zu den Gefellen:
 warten sie einen Augenblick, und entfernte sich
 hierauf eiligst.

Der Gefell in der Hoffnung, ein ansehn-
 liches Geschenk zu erhalten, wartete länger als
 eine Stunde, ohne daß der Herr wieder kam,
 aber an seiner Stelle erschien die Wache, die ihm
 nebst dem Lehrburschen ins Gefängniß führten.

Jeder

Jeder wird es dem Gefellen glauben, wenn er versichert, in seinen Leben nie einen ihn so unermutheten und wundersamen Zufall erlebt zu haben, doch da er seiner Rechtschaffenheit und Edelthat sich bewußt war, so besorgte er auch von diesem Vorfalle für sich keine üblen Folgen. Doch da den folgenden Tag der Bursche von ihm entfornet, er selbst in Ketten geschlossen und für das geistliche Gericht geführt wurde, so fing er an, die Arglist und den Geiz des Hausherrn zu ahnden, als welcher auf diese Weise den gefundenen Schatz, ohne Abgabe, für sich zu behalten glaubte. Hier fand er den Hausherrn, der ihn nicht nur des Diebstahls, sondern auch der Lästerung Gottes und seiner Heiligen anklagte. Der Gefell auf seine gute That sich stützend, antwortet so gut, wie er im Stande war, und erzählte den ganzen Vorgang dieser Sache, doch da des Herrn Worte und Verheurrungen mehr als die seinigen Glauben fanden, so wurde er wieder in den Kerker gebracht und mit noch mehr Ketten gefesselt. Sein Meister, obgleich ein sehr eifriger Katholick, hatte mit vieler Mühe die Erlaubniß erhalten, denselben zu sprechen, und da er ihm sprach, forschte er mit allem Ernste und Genauigkeit nach den Umständen, die ihm diese Strafe zugezogen habe. Nachdem er selbige mit Wahrheitstreu von ihm erzählt erhalten, beruhigte er denselben, ermahnte ihn der Wahr-

heit getreu zu bleiben, denn hoffe er gewiß, daß da der Bischoff selbst ihn verhören werde, seine Sache eine ganz andere Wendung erhalten werde. Und diese Hoffnung wurde auch erfüllt, nach zwey Tagen wurde er von den Ketten befreyt, und vor den Bischoff gebracht, wo er seinen Ankläger und seinen Meister fand. Wie der Bischoff erschien, ließ er sich theils den zerbrochenen Heiligen, theils die gefundenen Ducaten vorlegen und frug den Gesellen: ob er der Ketzer wäre, der das wunderhätige Bild des heiligen Bonifacius boshafter Weise zerbrochen habe, und der noch über das denselben verspottet habe? Der Angeklagte erzählte den Bischoff der Wahrheit getreu, wie er weder den Körper des Heiligen boshaft zerbrochen, noch über denselben gespottet, und bediente sich der oben angeführten Worte, ja zu seiner mehreren Entschuldigung bezeugte er, wie, da er ganz allein den Schatz gefunden, es ihn ein leichtes gewesen wäre, denselben ganz für sich zu behalten; doch wäre er den Grundsätzen der Tugend zu treu, als, daß er auch dann, wann er hoffen könnte, auch ohne entdeckt einen Diebstal zu begehen, denselben verüben könnte, und dies allein wäre die Ursache, warum er alle das gefundene Geld dem Hausherrn treulich überliefert hätte. Es wäre möglich, jedoch glaube er es nicht, daß noch einige Ducaten in dem Zimmer zerstreut lägen,

die

die er aufzuheben, übersehen hätte. Der Bischoff, da der Gesell auf obige Weise seine Vertheidigung geendiget hatte, sah den Ankläger desselben an, als ob er ihn fragen wollte, wie er in die Redlichkeit dieses Menschen Zweifel setzen könne? Der Ankläger, der aus dem Gesicht des Bischofs diese Frage vermuthete, ließ ihm nicht zur Rede kommen, sondern schrie: dieser Kerl ist ein Schelm, wie alle Ketzer sind! Lassen sie selbigem die Tortur geben, so wird er nicht allein gestehen, daß er den Heiligen gelästert habe, sondern daß er mir auch mehr als 1300 Ducaten entwandt habe. Denn als mein seliger Großvater auf dem Tode lag, so fehlten seinen Erben 2000 Ducaten, da selbige ihm fragten, wo er sie gelassen hätte, er aber, weil ihn der Schlag der Sprache bereits beraubt hatte, wenig reden konnte, so stammelte er nur, der heilige Bonifacius hat alles, sie verstunden ihn dies aber nicht und glaubten, daß er aus Schwachheit seiner Sinnes sich nicht erinnern könne, und ob sie auch diese Statue genau untersuchten, so konnten sie doch nichts finden, jetzt aber da seine Rede sich aufklärt, so müssen auch 2000 und nicht 632 Ducaten in dem Körper des Heiligen befindlich seyn. Der Beklagte antwortete zu seiner Vertheidigung, daß diese Beschuldigung auch aus dem Grunde unwahr wäre, weil der kleine Raum des Körpers ohnmöglich 2000 Ducaten fassen könnte.

kömte. Der Bischoff, der diese Vertheidigung
 als wahr einsah, ließ sogleich dem Körper des
 Heiligen, so viel möglich, zusammensetzen und
 die Ducaten hereinschütten, da es sich ergab,
 daß sehr wenig mehr als die oben benannte
 Summe in demselben Platz habe. Wie dieses
 geschehen, wußte der Ankläger dem armen uns
 schuldig Beklagten nichts weiter aufzubürden, da
 selbiger hiedurch von der Schuld des Diebstahles
 ganz gereinigt war. Aber jetzt fing der Bischoff
 selbst zu sprechen an; er sagte zum Ankläger:
 Aus allem erhellet ihr unaussprechlicher Geitz,
 und daß sie damit, was dieser ehrliche Mann
 ihnen redlich überliefert hat, nicht zufrieden wa-
 ren, sie daher, um nur nichts abzugeben, oder
 mehr noch zu erhalten, diesen edlen Menschen
 unglücklich machen wollten, doch da die Sache
 jetzt erwiesen und sie ihrer schlechten Denkmungs-
 art überwiesen sind, so werde ich sprechen, wie
 es recht ist: "Es werde das gefundene Geld in
 „drey gleiche Theile getheilet. Der erste Theil
 „gehört mit Recht den heiligen Bonifacium, als
 „welcher es bis dahin für allen möglichen Ver-
 „lust, bey Krieg und Dieberey sicher in sich ver-
 „wahrt hat. Der zwente Theil kömmt mit
 „Recht dem Hauswirth zu, in dessen Wohnung
 „es gefunden. Der dritte Theil aber gehört
 „dem tugendhaften Finder, und obgleich er sei-
 „nem eigenen Geständniß nach ein Ketzer ist, so
 „muß

„muß man doch Tugend und Ehrlichkeit bey jedem Menschen, auch ohne Ansehen der Religion belohnen.“ Natürlich war es, daß der Ankläger noch gegen diesen Urtheilsspruch viele Einwendungen machen wollte, allein das Urtheil war einmahl gefallen, und es hatte dabey sein Bewenden. Jetzt wurde jedem sein Theil zugesäht; da mein Ankläger aber seinen Theil mit zitternder Hand wegstreichen wollte, sagte der Bischoff, er möchte damit noch etwas inne halten. Er, der Bischoff wisse aus dem vorhergehenden, wie sehr der Ankläger den heiligen Bonifacium ehre, da er blos aus zu großer Achtung für selbigen einen edlen Menschen hätte unglücklich machen wollen. Doch könne er ihn versichern, daß der heilige Bonifacius durch seine ungestümme Anklage mehr, als durch die leichtsinnigen Lieder des Keßers sey enträcket und beleidiget worden, und daher sey es vonnöthen, daß der Ankläger ihn wieder versöhne, dieses könne aber nur geschehen, wenn der heilige Bonifacius, da wie er wisse, dessen Bildniß ganz vernichtet wäre, wieder auf einem ihm erbauten Altar, verschönert, gestellt würde, dazu aber würde er am besten dieses Geld verwenden können und damit zugleich sein Geiß bestrafet werde, so übernehme der Bischoff hiemit den dem Ankläger gehörigen Theil und werde den Altar dafür bauen lassen. Da er aber den Ver-

Klagten unndthig und gegen seine eigene Uebersetzung aus Haabsucht im Kerker habe schmachten lassen, so müsse er demselben, woferne er nicht noch in eine größere Strafe verfallen wolle, aus seinen eigenen Mitteln 50 Ducaten geben. Wie der Ankläger bey Auszahlung derselben möge ausgesehen und sich benommen haben, das sind wir nicht im Stande zu erzählen, doch daß er sie ihm hat bezahlen müssen, können wir dem Leser gewiß versichern.

 12.

Die

 verlohrene Bette.

Ein reisender Gasconier, der gar kein Geld, aber desto mehr Hunger hatte, kam in ein Wirthshaus, verlangte zu speisen und ließ es sich recht wohl schmecken. Sobald er sich hinlänglich gesättiget hatte, rief er den Wirth, als ob er ihn bezahlen wollte, fragte aber erst denselben über die Geseze und Gebräuche des Orts; ob nehmlich

lich die Gerechtigkeit dasigen Orts sehr scharf wäre? und ob man einem Edelmann wohl das Leben nehmen würde, wenn er einen Bürgerlichen tödtete? Der Wirth antwortete, er glaube, daß dieselbe ihm gewiß das Schwerdt zuerkennen würde. Wie aber glaubt er, sagte der Gasconier, würde der Urtheilsspruch ausfallen, wenn er ihn nur verwundete? Aus ähnlichen Beyspielen sagte der Wirth, glaube ich, daß er die Heilungskosten erlegen, und zehn Thaler Strafe würde geben müssen, denn einen solchen Fall, daß ein Edelmann einen andern am Arm verwundete, habe ich hier erlebt, der auf angezeigte Weise entschieden wurde. Aber was würde man denn für eine Ohrfeige zahlen müssen? Der Wirth sagte einen Thaler. So, So, nun denn Herr Wirth, so geben sie mir eine Ohrfeige und aus dem Thaler so viel heraus, als es weniger, denn meine Zehrung, macht, da ich ihnen gestehen muß, daß ich kein Geld habe. Der Wirth, dem dieser Vorschlag gar nicht gefiel, sagte: Wie auf solche Art wollen sie mich anführen! das soll nie geschehen. Stille, stille Herr Wirth, oder ich werde gleich machen, daß sie wie ein Haase laufen sollen, was gilt die Wette? Der Wirth wollte widersprechen, aber der Gasconier stand auf und lief eiligst fort, der Wirth, der seine Zehrung nicht einbüßen wollte, lief ihm nach, wie sie eine Strecke auf der Gasse gelaufen

fen waren, stand der Gasconier still und sagte: Habe ich nicht meine Wette gewonnen und sie laufend gemacht? Sie haben also nichts mehr an mir zu fordern. Was sollte der Wirth mit einem Menschen anfangen, der kein Geld hatte, er sagte ihm also, er soll gehen, sich aber in acht nehmen und nie wieder bey ihm einsprechen.

*vgl. Ratum. 4. l. 13.
Lente II, 89.*

Solche Strafen lassen sich ertragen.

Ludwig der Bierzehnte vermählte eine seiner heimlichen Maitressen an den Grafen von Rosquelaure und schickte denselben kurz nach der Hochzeit nach Spanien. Jedermann lobte das Glück des Herzogs und beneidete denselben, da man ihn im Geiste schon in den höchsten Ehrenämtern versetzt sah. Aber nach 4 bis 5 Monathen mußte er die für ihn äußerst beleidigende Nachricht vernehmen, daß seine schöne Gemahlin von zwey Töchtern glücklich entbunden sey. Wüthend bey dieser

dieser Nachricht, verließ er ohne Erlaubniß seinen Gesandtschafts Posten, und reiste nach Paris. Der König, der die Nachricht sogleich davon erhielt, war über das Verragen des Grafen sehr entrüstet, vorzüglich, daß er nicht in seinem Hause, bey seiner Gemahlin, sondern in einem Gasthuse abgetreten war. Er wurde deswegen sogleich nach Hofe gerufen, und da er eintrat, rief ihm der König entgegen: Noquelauré; sie haben sich sehr schlecht benommen; allein ich will diesmal gnädi seyn, ich pardonire sie und ernenne ihnen zum Herzoge, nur machen sie es mir nicht noch einmal so! Ohne ein Wort zu erwiedern, verneigte sich der Herzog sehr tief und entfernte sich.

Er setzte sich aber sogleich in seinen Waagen und fuhr zu seiner Gemahlin; als er ins Zimmer trat, fand er sie noch im Wochenbette und in großer Frauenzimmer Gesellschaft, aber als ob er selbige gar nicht sah, trat er an das Bett seiner Gemahlin und sagte: Madame sie haben sich sehr schlecht benommen, allein ich will diesmahl gnädig seyn, ich pardonire sie und ernenne sie zur Herzogin, nur machen sie es mir nicht noch einmal so, alsdenn drehte er sich erstaunt um, begrüßte sehr höflich die Gesellschaft und bat seines Fehlers wegen, um Verzeihung, ihnen nicht schon vorhero seiner Hochachtung

versichert zu haben; ging hierauf zu die Wiegern der beyden kleinen Kinder und sagte: Willkommen ihr lieben Mädgen, aber so gar frühe hätte ich euch doch nicht vermuthet. Und nun war er mit seiner Gemahlin wieder ausgesöhnet, betrug sich auch gegen sie, als ob gar nichts unrechtes zwischen ihnen vorgefallen wäre. Man versichert, daß der König selbst, als ihm dieser Vorfall erzählt wurde, darüber gelacht haben soll.

14.

Die

Diebe wurden glücklich ertappt.

Auf dem Guthe der Baronessin W** das nicht weit von der Stadt Tabor liegt, ereignete sich den 28. März 1719. folgender Vorfall. In der Nacht kam ein Räuber; Hauptmann mit sechs Wagens an, auf jedem hatte er ein großes Faß und in jedem derselben drey Diebe verborgen, jeder Wagen war mit 4 Pferden bespannt und jeder wurde von 2 Dieben, als Bauern gekleidet,

regies

regieret. Wie sie ans Schloß kamen, gab sich der Räuber als einen kaiserlichen Officier an, und verlangte mit der Baronesse zu sprechen. Wie er sie sprach, erzählte er, daß er kaiserliche Wondirungsstücke führe, durch den schlechten Weg von der Nacht überrascht wäre und deswegen für sich, seine Bauern und Pferde Nachtsquartier erbitte. Die Baronessin stand ihn selbiges gern zu und rief ihren Verwalter und gab selbigem die hiezu nöthigen Befehle, der, um alles gehörig zu besorgen, zu den Leuten herunter ging, aber ganz von ohngefähr an das letzte Faß klopfte, wo zu seinem Erstaunen ihm eine Stimme fragte, ob es schon Zeit wäre? So sehr der Verwalter hierüber erschreckt, eben so geschwinde antwortete er: Nein; und war sehr erfreut, daß sowohl seine eigenen Leute, als auch die verkleideten Bauern, weil sie am vordersten Wagen mit einander sprachen, davon nichts gehört hatten. Ohnbefangenen ging er also zu ihnen und sagte, sie möchten nur noch einige Zeit Geduld haben, er würde sogleich zu ihrer Verpflegung Anstalt machen. Anstatt aber dieses zu besorgen, ging er ins Schloß, machte allen die Gefahr bekannt, bewafnete jeden der Anwesenden, und sandte an alle Bauern ins Dorf mit dem Befehl, so schleunig, als möglich, sich bewafnet aufs Schloß einzufinden. Nach kurzer Zeit waren 200 bewafnete Menschen zur Stelle. Jetzt

fang man an zuerst die 12 verkleidete Bauern zu binden, besetzte alsdenn jeden Wagen, schlug ein Faß nach dem andern auf und fand in jedem drey Diebe, die man sogleich fesselte; der Verwalter war aber schon vorher mit 10 Mann in der Baronessin Zimmer gedrungen, und hatte sich des Anführers, der solange sich bey derselben aufgehalten hatte, bemächtigt. Durch die Klugheit des Verwalters wurden also 31 Räuber auf eine leichte Art eingefangen, und das Unglück, so der Baronessin und ihm drohete, glücklich abgewandt.

15.

Ein

**Spizbube in Engeland, der andere
in Frankreich.**

In Engeland schleicht sich ein Dieb in das Haus eines Advocaten, der ganz allein im Hause ist, geht ins obere Stockwerk, und packt sich Decken, Kleider,

Kleider, Wäsche und dergleichen, in ein großes Paket, mit welchem er davon eilen will, bey dem Heruntergehen begegnet ihm das Unglück, daß er ausgleitet, mit dem Paket die Treppe herunterfällt und vor der Stube des Advocaten liegen bleibt, der denn auch durch das Gepolter aufgeschreckt, herauseilt, da der Dieb sich kaum noch auf die Füße gestellt hat, und vor sich einen Mann sieht, der neben sich einen großen Paß liegen hat. Der Dieb gleich entschlossen, fragt ob er bey dem Advocaten N. N. wäre? da selbiger dieses bejahet, fährt er fort: Der Herr N. N. ein Landedelmann sendet mich hieher mit der Bitte, dieses bey mir habende Paß ihm wohl zu verwahren, bis er selbst kommen und mit ihnen weiter sprechen wird. Der Advocat, der den Mann nicht kennt, nicht weiß, was in dem Päckete enthalten ist und sich keiner Verantwortung aussetzen will, zugleich auch keinen Vortheil dabey für sich sieht, antwortet: Mein Freund, ich kenne den Herrn N. N. nicht, und mag anderer Leute Gut nicht in meinem Hause haben. Ach lieber Herr, erwiederte der Dieb, das wird meinem Herrn sehr unangenehm seyn, doch muß ich damit zufrieden seyn, nur bitte ich, daß sie so gütig sind und mir es schriftlich geben, daß sie das Paß nicht haben annehmen wollen, das mit mein Herr sich überzeuge, daß ich hier gewesen bin; denn mein Herr ist sehr mißtrauisch.

Der Advocat ließ sich hiezu bereitwillig finden, und brachte ihn nach einiger Zeit das Urtheil; aber lieber Herr, sprach der Dieb, ich habe noch eine Bitte, das Paek ist schwer, hier ist niemand der mir aufhelfen kann, haben sie doch die Güte, und helfen es mir wieder auf dem Rücken, der Advocat half ihn und ließ ihn hierauf aus der Thüre. Kurz nachher kam seine Frau nach Hause, ging in die obere Stube und fand den Diebstal; rief ihren Mann, der beschämt gestehen mußte, daß er dem Diebe mit seinen Güthern fortzukommen, habe behülflich seyn müssen.

In Frankreich ereignete sich ein fast eben so feiner Diebesbetrug, doch wurde selbiger für dem Diebe weniger glücklich geendiget. Ein reicher Herr in Paris ging in die Kirche Messe zu hören, und kniete ohnfern des Altars nieder. Einige Zeit hernach kam ein Mann in einem sehr reich besetzten Mantel und kniete dicht neben ihm nieder, streckte hierauf seine andächtig gefalteten Hände, aber welche er Handschuh gezogen hatte, in die Höhe und geberdete sich sehr andächtig. Während dieser Pantomime merkt der erste Herr, daß sich in seiner Tasche etwas bewegt, er greift dahin und ertappt eine Hand seines Nachbars. Mein Herr, wie viel Hände haben Sie? frug er seinen Nachbar. Still mein Herr, sonst

sonst verderben sie mir den ganzen Scherz, denn ich ihnen erzählen will. Ich habe mit einem Freund gewettet, daß ich die Hände sichtbar zeigen und doch jemanden etwas öffentlich entwenden wollte; darum habe ich mir zum Vorzeigen zwey hölzerne Arme und Hände machen lassen, um mit meinen rechten Händen ihnen etwas zu entwenden, aber nur im Scherz, gewiß im Scherz, denn noch heute hätte ich ihnen das Genommene wieder zugesandt, darum bitte ich sie, schwelgen sie ja stille, denn sonst verliere ich meine Wette; ist es mir nicht bey ihnen gelungen, so soll es mir doch bey einem andern nicht fehlschlagen. Mein Herr, antwortete der andere, ihr Scherz ist sehr sinnreich, nur hüten sie sich, daß ich ihn nicht öffentlich bekannt mache, deswegen entfernen sie sich sogleich und treiben künftighin nicht solche Kunststücke. Er ging, doch mit dem Vorsatze künftighin, wenn er also beten wollte, geschickter in der andern Pflicht des Menschen, in seiner Arbeit sich zu benehmen.

177
16.
Jugendstreiche des Herrn de Reneville.

Der Herr de Reneville war in seiner Jugend vorzüglich lebhaft und seine größte Freude war es, andern, wie man zu sagen pflegt, einen Streich zu spielen, oder Streckeren an ihnen zu begeben. Folgende vier Jünglingspossen will ich anführen, die er selbst in ältern Jahren erzählt hat.

Als er zu Laen studirte, nahm er sich vor, den P. Gautruche, Rector des Jesuiten Collegii, der ihm sehr beleidiget hatte, recht zu erzürnen. Es war ein alter Mann, der jachzornig war. Ein Esel, der mit dem Saumsattel auf dem Hoff des Collegii weidete, gab ihm dazu Gelegenheit. Der alte Rector war oft in seiner Präfectur (ein altes abgesondertes Häuschen auf dem Collegienhofe) welche eine eigene Hausthüre mit einem Klapper hatte. Dieser

und

und der weidende Esel erregten in ihm den Gedankten, den Esel mit dem Saume so nahe als möglich, an dem Klapper zu binden, und abzuwarten, was der Rector aufangehen würde, wenn man ins Refectorium zum Essen lauten würde. Der alte Mann hatte die Gewohnheit, fast nie anders als Latein mit seinen Schülern zu sprechen. Nachdem er den Esel an dem Klapper der Hausthüre, die nach innen zu aufzumachen war, so nahe als möglich, befestiget hatte, erwartete er mit Sehnsucht den Schall der Glocke, die dem Rector ins Refectorium rief; er durfte auch nicht lange warten, so erscholl sie, und der Rector eilte, um ins Refectorium zum Essen zu kommen. Er wollte die Thüre öffnen, als der Esel, seiner Gewohnheit nach, mit aller Kraft gegen zog. Der Rector glaubte, ein muthwilliger Schüler halte ihm die Thüre zu, und rief also zornig demselben in lateinischer Sprache zu: Mache die Thüre auf, du loser Vogel, warum sperrest du deinen Rector ein, da man doch zu Tische lautet? Kellner lassen sie den Zuchtmeister kommen, damit er den muthwilligen Puben abstrafe. Natürlich antwortete der arme Esel hierauf nichts; der Rector war von Augenblick zu Augenblick zorniger, und der in der Entfernung stehende Kenneville freuete sich seines so glücklich ausgeführten Streiches. Nachdem der Rector lange genug mit dem Esel gekämpft hat-

te, kam von ohngefähr ein anderer Schüler, der den Esel mit aller Macht in die Präfectur hinschob, und so dem Rector Gelegenheit gab, sich aus seinem Gefängnisse zu befreien. Es ist nicht möglich die Wuth des alten Rectors, da er seinen Gegenpart ansichtig wurde, zu beschreiben. Er machte sich über das arme Thier her, und gleich, als ob es selbst schuld wäre, belegt er selbiges mit hunderten lateinischen Scheltwörtern. Die Hauptsache war aber nun, wie man den Esel wieder aus der Präfectur herausbrachte, der theils nicht rücklings zurück gehen wollte, theils auch mit dem Zaum so kurz angebunden und so fest geknüpft war, daß man es nicht auflösen konnte; man mußte ihn also abschneiden, und da kein Messer gleich da war, so mußte der alte Rector sein Federmesser unter vielem Brummen holen. Unter der Zeit war dem Rector seine Speise kalt worden, dem nichts so sehr als kalt Essen zuwider war, und Meneville hatte seinen Wunsch, den Rector zu erzürnen, vollkommen erreicht.

Einen andern Streich, den er demselben machte, war folgender: Er wußte, daß der alte Mann das Pfeifen durchaus nicht ertragen konnte, indem es, wie er sich ausdrückte, in seinem ganzen Körper eine höchst unangenehme Empfindung erregte. Deswegen er auch seinen Schüs-

lern sehr strenge und bey großer Strafe das Pfeifen verbothen hatte. Hiedurch aufgeregt, ersann er folgende Possen: Er nebst drey eben so muthwilligen Burschen, kauften sich Pfeiffen, und jeder von ihnen verbarg sich in einer Ecke des grossen Collegienhofes zu einer Zeit, da sie wußten, daß der Rector über selbigen gehen würde, sobald er ankam, fing einer von ihnen zu pfeifen an, und der Rector, um den Thäter zu ertappen, lief dem Schalle nach, aber kaum war er dem Pfeiffer nahe, als der auf der entgegengesetzten Seite zu pfeifen anfing. Der alte Mann glaubte, falsch gehört zu haben, und eilte der entgegengesetzten Seite zu, eben so machte es der dritte und vierte, so, daß er endlich nicht wußte, wo der Thäter eigentlich verborgen wäre. Im äuffersten Zorn blieb er auf der Mitte des Hofes stehen und schrie, daß er demjenigen ein Geschenk geben wollte, der ihm den Thäter auslieferte; kaum hörte Reneville dieses, als er aus seinem Schlupfwinkel hervoreilte, einen armen in seiner Einfalt dastehenden Knaben ergrif, ihm seine Pfeiffe ganz behutsam in die Tasche steckte, und als den Thäter vor dem Rector brachte, ihn in Gegenwart desselben visitirte und demselben die Pfeiffe überreichte. Der Rector lobte seine Tugend, bestrafte den Unschuldigen hart, und war seit der Zeit dem Reneville zugethan, daß er thut oft mit in seine Präfectur nahm, und hieraus

entstand die dritte Pöffe, die er gegen den Rector übte.

Der Rector hatte sehr schwache Augen, und gebrauchte, um sie zu stärken, ein Augewasser, das er in einer Bouteille an der Thüre stehen hatte und womit er jederzeit, wenn er des Morgens ausging die Augen annetzte. Neville der dieses wußte, und dem es auch bekannt war, daß der Rector eben eine solche Bouteille mit Tinte in seiner Stube habe, verwechselte eines Tages im Winter diese beyden Bouteillen mit einander, so daß die Tint-Bouteille die Stelle des Augewassers erhielt. Wie der alte Rector des folgenden Tages um 7 Uhr früh in die Gebetstunde gehen will, nimmt er vorher seine Bouteille und ohne die Verwechslung zu ahnden, bestreicht er sich die Augen und die Augenlieder mit Tinte und geht in die Klasse. Aber kaum ist er in dieselbe getreten, als ein allgemeines Gelächter, selbst der Unterlehrer, erschallet. Der alte Rector darüber theils erstaunt, theils zornig, fragt nach der Ursache und muß lange warten, ehe man für Lachen ihm sagen kann, wie fein er sich geschminkt habe. Er mußte also gehen und sich abwaschen, hat aber den nie erfahren, der ihm diesen Streich gespielt hat.

Auf eine ähnliche Art hatte Keneville das Vergnügen alle Lehrer und Schüler auf einmahl zu zeichnen. Es war im Kloster Schuldigkeit der Schüler, alle Morgen ganz frühe in die Kirche zu gehen, um Messe zu hören. Beim Eintritt in die Kirche sollte jeder Schüler sich mit dem an der Kirche stehenden Weihwasser segnen. Da es die mehresten Schüler unterließen, so wurden Aufseher verordnet, welche diejenigen, so es unterließen, zur Bestrafung anzeigen sollten. Die denn diese ihnen anvertraute Macht zur Befriedigung ihrer eigenen Rache gebrauchten und manchen Unschuldigen anzeigten, der gestraft wurde. Dies Loos traf auch Kenevillen, er erduldet seine Strafe, aber von dem Augenblicke an, war seine Rache entbrannt und seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich, wie er den Aufsehern und zugleich, wo möglich, allen einen Pöffen spielen könne. Es ereignete sich hiezu bald eine gute Gelegenheit, es war Winter, als er eines Tages den Küster spät die Kirchenthür öffnen und allein in die Kirche gehen sah. Schon lange hatte er sich in dieser Absicht eine Bouteille mit Tinte bereit gehalten, er lief eilend dieselbe zu holen, schlich sich ohnbemerkt in die Kirchenthüre, nahm aus der Halle den Weihessel, goß das Wasser aus und an dessen Stelle füllte er die Tinte ein, und hatte das Glück, sich, ohne von jemand gesehen zu werden, zu entfernen.

fernen. Des Morgens frühe eilt er mit den übrigen zur Kirche und segnet sich, wie die übrigen, mit der Tinte das heilige Kreuz aufs Gesicht. Da die Kirche wenig erleuchtet war, wurde solches von niemanden beobachtet, da sie aber nach der Messe einer nach dem andern gleich in die Klasse gehen mußten, um das Gebet zu halten, so fing einer über den andern, daß er also gezeichnet war, zu lachen an, indem er glaubte, daß er von solcher Zierde allein frey wäre. Wie aber die Lehrer eben so mit dem Kreuze gezeichnet erschienen, fingen alle Schüler zu lachen an. Die Lehrer aber, die nicht vermutheten, daß sie auch so gezeichnet wären, wurden sehr zornig, bis ihnen angedeutet wurde, daß sie eben so, wie die Schüler, bemahlt waren; worüber sie sich noch mehr entrüsteten. Zum Glück blieb der Thäter verborgen, da die Lehrer behaupteten, diese That wäre ärger als Kirchenraub und verdiene die strengste Ahndung.

I7.

Ein

**schlauer Dieb kann auch das
Bett unterm Leibe stehlen.**

Adrast von Pontoise gebürtig, war ein sehr schlauer Dieb, der schon von seinem vierzehnten Jahre an, alle mögliche Diebesstreiche mit großer Feinheit verübet hatte, so daß er schon wegen gar zu ausgebreiteter Rufe, Frankreich hatte verlassen müssen. Gegenwärtig befand er sich in Pausano in Italien, wo er durch ein Ohngefähr Gelegenheit erhielt, das Leben des Oberrichters zu retten, denn als er eines Abends sich in einem Winkel der Straße verborgen hatte, hörte er, wie drey Menehelnbrüder, die auf der Pauer standen, verabredeten, wie sie den bald hier zu erwartenden Oberrichter anfallen und umbringen wollten. Ganz vorsichtig verließ er seinen Platz und eilte zum Oberrichter, welchem er das Verhängniß, das seiner wartete, bekannte

machs

mächte. Dieser nahm sogleich viele Diener, besetzte die angezeigte Straße und hatte das Glück die drey Mörder einzufangen, die ihre Strafe erhielten. Aber von dieser Zeit an, hatte er auch an den Oberrichter, der ihm sein Leben verdankten mußte, einen großen Beschützer, und jede That, die er verübte, wurde verheimlicht und ihm soviel als möglich übersehen; jedoch da er deren zu viel und viele höchst sträfliche verübte, so wurde das Murren des Volks über ihn so heftig, daß der Oberrichter genöthiget war, dem Volke zu versprechen, er wolle Adrast fürs öffentliche Gericht bringen.

Ehe er aber dies Versprechen ausführte, ließ er denselben heimlich zu sich rufen, und da er zu ihm kam, sagte er: Ich weiß, Adrast, daß ich dir mein Leben schuldig bin, und dies ist auch die Ursache, daß ich so lange alle deine Diebstahaten nicht geahndet habe, jetzt aber muß du dein Leben ändern, oder ich kann nicht länger dich schützen, ich habe es den Bürgern versprochen müssen, dich vors öffentliche Gericht zu bringen, und dann ist es um dein Leben gethan, dann kann ich dich nicht mehr retten! Adrast hörte den Oberrichter geduldig an, und antwortete: Er würde es niemand sagen, aber ihm müsse er es bekennen, daß es ihm ohne zu stehlen ohnmöglich sey zu leben; ja daß dieses sein vorzügliches

liches

liches Glück auf der Welt wäre, daß er auch da-
 her an keinem Orte, wo was zu stehlen sey, sich
 befinden könne ohne auch stehlen zu müssen, und
 wenn ihm solches auch die größte Anstrengung
 kostete. Jeder Diebstahl, der am schwersten
 auszuführen sey, der wäre ihm deswegen der
 liebste, er sey dahero auch jetzt in sich überzeugt,
 daß keine Schwierigkeit bey dem Diebstahl so groß
 wäre, daß sie selbigen ohnmöglich mache, er
 wolle sich selbst anheischig machen, ihm ohne alle
 Gewalt in der Nacht sein Bett, auf welchem er
 schlaffe, ohne daß er solches sollte abwenden könn-
 en, blos durch Schlaugigkeit wegzustehlen. Dies-
 ses, glaubte der Obergerichter, wäre doch ohne
 Gewalt ohnmöglich; Adrast aber versicherte,
 daß, wenn er sich eine Wette wolle gefallen las-
 sen, er mit seinem Schaden die Wahrheit seiner
 Aussage bestätigt finden sollte. Sie wurden als-
 so einig mit einander, eine Wette um 50 Kronen
 einzugehen, und selbige in die Hand eines Drit-
 ten niederzulegen, der diese 100 Kronen, dem,
 der die Wette gewann, auszahlen sollte. Damit
 Adrast nicht lange Zeit eine List auszusinnen
 übrig behalte, wurde folgende Nacht zur Aus-
 führung dieser Wette festgesetzt. Adrast eilte so-
 gleich um die nöthigen Anstalten zur Ausführung
 seines Planes zu entwerfen, und diesen Plan
 gründete er auf die Lage des Hauses, welches
 nur 2 Stockwerk hoch war; in dem obersten

Stockwerke schließ der Obrichter, welches gleich unter dem Dache war, und wo der Boden des Zimmers nur mit einfachen Dielen gedeckt war, so, daß der Fußboden des Bodens und die Decke des Zimmers dieselbe Diele ausmachte. Er besorgte also eine Leiter, Hammer und verschiedenes Zimmerwerkzeug. Sobald es Nacht war, ging er mit seinem Gehülfsen zum Hause des Obrichters, bestieg das Dach, nahm einige Dachpfannen ab, schnitt einige Latten durch und unternahm den Diebstahl so laut, daß der Obrichter darüber lachen mußte, wenn er bedachte, wie selbiger auf diese Weise ohne Gewalt zu bräuchen seinen Endzweck errichten wollte, denn den Anstalten nach, die er machte, schien es ehr, daß er das Haus abbrechen, als daß er mit List ihm die Betten, auf die er lag, wegnehmen wollte. Nun fing Adraß an einige Bretter vom Boden loszumachen, aber kaum war es geschehen, als auch mit Ungestühm ein Mensch von oben vor seinem Bette niederstürzte, und ohne alle Bewegung liegen blieb. Der Obrichter erschrock heftig über diesen Vorfall, eilte aus dem Bette, um, wo möglich, diesen Verunglückten, an dessen Unglück er mit Theil hatte, beyzustehen. Sobald er aufgestanden war, griff er den Gefallnen an, fand aber zu seinem Erstaunen an selbigem weder Bewußtseyn noch Leben, worüber er noch heftiger erschrock und sogleich

seinen

seinen Bedienten zu Hülfe rief, wie dieser Lant und Licht besorgt hatte, fanden sie, daß der Verunglückte ganz todt war und daß es nach ihrer ganzen Ueberzeugung Aldraß selbst wäre, der seine Kleider, Statur, ja seine Bildung, obgleich durch den Todt verändert, war dieselbe. Nachdem sie sich beyde vom ersten Schreck erholt hatten, war ihre vorzüglichste Sorge, was sie mit dem todten Körper anfangen sollten. Beyde waren darin einstimmig, daß es nicht rätlich wäre, ihn im Hause zu behalten; aber beyde sahen es auch, als vernünftig, ein, bey der Wegschaffung desselben, so wenig Geräusch als möglich zu machen. Daher entschlossen sie sich beyde, ganz allein den Körper aus dem Hause zu schaffen, denselben auf die Gasse zu legen und ihn seinem Schicksale zu überlassen, da gewiß niemand vermuthen werde, daß der Dieb aus des Oberrichters Hause geschafft worden wäre. Sie nahmen daher den todten Körper und schafften denselben mit vieler Mühe auf die Strasse; als sie dieses vollbracht hatten, kehrten beyde auf der Stube des Oberrichters zurück, aber wie erstaunte selbiger, als er bey seinem Eintritt seine Bettstelle, aber ohne Umhänge und Betten antraf und an deren Stelle folgenden Zettel auf dem Tische fand: Mein Herr, es ist mir leid, daß ich sie durch Wegnahme ihrer Betten verhindern muß auf ihrem Zimmer zu schlafen,

fen, doch meine Wette zwinget mich dazu. Hiedurch bitte sich zu überzeugen, daß keine That so schwierig ist, die ich nicht ausführen kann. Haben sie gleich geglaubt, mich todt aus ihrem Hause geschafft zu haben, so werde ich doch morgen, wenn ich sie besuche, überzeugen, daß ich recht gesund bin. War der Richter vorher erschrocken, so war er jetzt betäubt, fest überzeugt, den Adrast weggeschafft zu haben, sah er, daß er sich jetzt lebend über seine gehabte Furcht lustig machte; er war ganz unfähig sich dies alles zu erklären, und beschloß endlich den kommenden Tag in Ruhe zu erwarten, wo sich diese Geschichte endlich aufhellen müsse. Er hatte auch nicht lange zu harren, denn schon bey einbrechenden Morgen erschien Adrast und verlangte, daß er ihm seine Wette gewonnen gäbe; so als er eintrat, schrie ihm der Obrichter entgegen: Teufel oder Mensch, so haben wir nicht gewettet, daß du mit Hülfe höherer Wesen mich verblenden und dadurch deinen Endzweck erreichen sollst; entferne dich sogleich ohne an das Geld zu denken, welches ich zum Schadenersatz für mein ruinirtes Dach behalten werde. Nicht also: antwortete Adrast, ich habe meine Wette redlich, aber auf eine sehr natürliche Art gewonnen; was kann ich dafür, daß sie sich durch meine List haben täuschen lassen; wahr ist es, daß ein todtter Körper für ihr Wette nieder
 fiel,

kel, daß sie aber denselben für meinen Körper
 ansahen, da er blos meine Kleider anhatte und
 mir ähnlich war, das ist nicht meine Schuld,
 sie hätten besser untersuchen sollen, so hätten sie
 gefunden, daß es der Kerl war, den sie gestern
 aufhängen ließen, den sie auch jetzt noch vor
 ihrer Thür finden und ihn besehen können, aber
 daß sie so gut waren und ihn herunter schafteten,
 dadurch erfüllten sie ganz meinen Wunsch und
 gaben mir selbst die beste Gelegenheit mein Ver-
 sprechen zu erfüllen und dadurch meine Wette
 zu gewinnen. Mensch, antwortete der Ober-
 richter, da er ihm zugestehen mußte, daß er
 seine Wette gewonnen habe, es ist Schade um
 deinen Verstand, daß du ihn so mißbrauchst,
 willst du, so will ich dich in den Stand setzen,
 daß du dein Brodt haben, aber dem Staate
 dabey mit deiner List redlich dienen kannst. Als
 Adrast sich hiezu bereitwillig fand, machte er ihn
 zum Policcy-Commissarius, und war vergnügt
 einen so offenen Kopf in dieser Stelle zu haben;
 Adrast besorgte auch sein Amt mit vieler Ge-
 schicklichkeit, aber es war seinem Geiste und sei-
 ner Neigung zu einfach, deswegen verließ er
 nach 3 Jahren Mausano, wo es ihm recht gut
 ging, ganz heimlich und fing an einem andern Orte
 seine alte Lebensart an, wo er dann endlich doch
 den Lohn erhielt, den solche Thaten gewöhnlich am
 Ende mit sich führen. Adrast wurde aufgehangen.

18.

Eine

Probe von der nöthigen Aufrichtigkeit
und Sorgfalt bey Schlußung der
Heyrathen.

Bey Vernünftigen ist es eine der vornehmsten
Regeln in der Freundschaft, daß man niemanden
zu seinem vertrauten Freunde wähle, dessen Cha-
rakter, dessen Fehler und Tugenden man nicht
vorher sorgfältig geprüfet hat. Man behält zwar
stets die Freiheit, sich von seinem Umgange zu-
rück zu ziehen, wenn man findet, daß er die
Hoffnung nicht erfüllet, die man sich von seiner
Aufrichtigkeit gemacht hat; allein der Vorwurf
ist dennoch bitter und unserer eigenen Ruhe
nachtheilig, wenn wir erfahren müssen, daß wir
zu leichtgläubig oder doch nicht vorsichtig genug
gewesen sind.

Ich habe mich vielmehr gewundert, wie es kommen müsse, daß man bey dem Heyrathen, bey dieser wichtigsten und fast, bey Leuten von einigem Ehrgefühl, unzertrennlichen Art der Freundschaft, so wenig Sorgfalt bezeugt, vernünftig zu wählen. Es wäre diese Vorsicht besonders deswegen sehr nöthig, da gemeinlich von beyden Theilen alle Sorgfalt angewendet wird, einander zu hintergehen und seine Fehler zu verbergen. Unsere Vorfahren haben in gewissen Handlungen drey Hauptmängel festgesetzt, welche den Kauf ungültig machen, wenn sie verschwiegen sind. Sollte der Ehestand nicht wichtig genug seyn, daß man ihrer auch wenigstens drey festsetzte, durch welche die Verbindlichkeit von beyden Theilen aufhörte, sobald sie verschwiegen würden.

Ich gebe hiemit allen verheyratheten Personen beyderley Geschlechts, die Freiheit, und ersuche sie darum, daß eine jede drey Fehler aufsetzen möge, von welchen sie glaubt, daß sie so wichtig seyn könnten, die Ehe zu trennen. Es wird diese Nachricht zu einem Schlüssel dienen und ich werde Gelegenheit bekommen, aus allen Fehlern zusammen drey der wichtigsten auszusuchen und es gehörigen Orts in Vorschlag bringen, daß sie durch ein Landes-Gesetz für zureichend erklärt werden möchten, als Haupt-

Mängel alle Verbindungen des Ehestandes aufzuheben.

Der Verleger dieses Buches hat Ordre, alle an mir, versteht sich aber Postfrey, geschickte Aufträge anzunehmen, ich werde sie denn mit Verschweigung der Nahmen und Orte zusammen drucken lassen, und einen Vorschlag thun, der dem gemeinen Wesen nicht anders als vortheilhaft seyn kann, wenn er das Glück haben sollte die Achtung des Obern zu verdienen.

Doch muß ich noch erinnern, daß unverheyrathete Personen kein Recht haben sollen, dergleichen Fehler in Vorschlag zu bringen. Sie haben gemeinlich zu viel Vorurtheile und ich würde viele wichtige Kleinigkeiten lesen müssen.

Da ich aber nicht Hoffnung habe, daß mein Einfall so bald zu Stande kommen, und als ein allgemeines Gesetz eingeführt werden möchte, so würde das doch schon von vortreflichen Folgen seyn, wenn ein jeder sich es zum Gesetze machen wollte, die sogenannten Liebesbriefe, anstatt sie mit Seufzer, Thränen, Flammen und Schmeicheleyen anzufüllen, selbige so einzurichten, daß sie ein wahres Bekenntniß der Fehler desjenigen, der sie schreibt, in sich enthielten. Wie viel unglückliche Ehen würden

den wir weniger haben, wenn dieses geschehe!

Ich gebe hier eine Probe von einem so aufrichtigen Bekenntnisse, die übrigen Briefe die beygefügt sind, erläutern dasjenige weiter, was ich schon angeführt habe. Wenn ich die Aufsätze einmahl der Welt bekannt mache, welche wegen der drey Haupt: Mängel im Ehestande bey mir einlaufen werden, so will ich zugleich einen großen Vorrath von Formularen für alle Stände und Arten der Liebhaber beyderley Geschlechts liefern, wie sie einander von ihren Fehlern bey Zeiten Nachricht geben sollen. Das Werk wird, wosfern ich anders auf Menschenkenntniß Anspruch machen darf, ziemlich weitläufig ausfallen. Daher werde ich es auch auf Pränumeration drucken lassen, und damit es besser abgehe, werde ich die Nahmen derer die darauf pränumeriren, vordrucken lassen; für schön Papier und guten Druck wird mein Verleger sorgen.

Hier sind die Briefe:

Mademoiselle!

Ich liebe Sie mit der größten Hochachtung. Bey den Vorzügen, die Sie so schätzbar machen und bey meiner Gemüthsart, ist nichts

natürlicher, als daß ich Sie ewig zu lieben wünsche. Geben Sie mir ihre Hand; so glaube ich der glücklichste Mann auf der Welt zu seyn. Vielleicht verwundern Sie sich über meinen unregelmäßigen Antrag. Meine Offenherzigkeit ist Schuld daran und die Sache, die ich bitte ist mir gar zu wichtig, als daß ich in dem Romanstyl darum bitten sollte. Ich lasse Ihnen acht Tage Zeit ihre Erklärung zu thun; länger halten Sie mich nicht auf, ich ersuche Sie darum mit aller der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie empfinde. Mein Alter, meine Person, meine Glücks- umstände sind Ihnen bekannt; aber vermuthlich meine Fehler nicht. Ich will so offenherzig seyn und Ihnen diese sagen.

Ich bin eigensinnig, sehr eigensinnig, Mademoiselle. Sie können die Ordnung in meinem Hauswesen einrichten wie Sie wollen und wie es meine Umstände leiden; allein über diese Ordnung maß unverändert gehalten werden.

Ich muß eine jede Stunde voraus wissen, wenn ich essen, trinken, arbeiten und mich vergnügen soll. Die Veränderung einer einzigen Stunde bringt mich auf die ganze Woche in Unordnung. Ich werde Ihnen nichts an Puz und Bequemlichkeit mangeln lassen, was ihr Stand erfordert und meine Einkünfte erlauben. Aber

es wohnen in meiner Gasse Männer, welche noch einmahl so vornehm, und noch einmahl so reich, als ich, sind. Werden Sie das Herz haben, die Weiber derselben prächtiger ausgeputzt zu sehen und ihren grössern Aufwand zu bemerken, ohne eine gleiche Pracht und eben so viel Aufwand zu verlangen? Gewiß Mademoiselle; ich würde es Ihnen abschlagen, und alsdenn würden mich weder Bitten, noch Thränen erweichen. Nur aus Liebe zu Ihnen würde ich nein sagen. Es ist keine Thorheit kostbarer, als die Thorheit, es denen gleich zu thun, welche vornehmer und reicher sind, als wir. Wenn man sein ganzes Vermögen daran gewendet hat, um Vernünftigen zehn Jahr lächerlich zu werden; so ist man die übrige Lebenszeit Vernünftigen und Unvernünftigen verächtlich, wenn sie sehen, daß uns die Armuth hindert, länger thöricht zu seyn. Wenn Sie meine Frau sind; so verlange ich, daß Sie sich eben so viele Mühe geben mir durch einen reinlichen Anzug zu gefallen, als Sie sich in den ersten Tagen unseres Ehestandes geben werden. Eine Frau, welche sich mehr für die Welt, als für ihren Mann putzt, verräth eine Sorglosigkeit, welche ihren Mann empfindlich und der Welt verdächtig seyn muß. Eifersüchtig bin ich nicht, aber ich werde es gern sehen, wenn Sie ihre Aufführung so vorsichtig einrichten, als wenn Sie den eifersüchtigen

süchtigsten Mann von der Welt hätten. Meine Bedienten sind gewohnt, von mir als freye Menschen, und nicht als Slaven gehalten zu werden. Es scheint mir unrecht, ihnen ihre Armuth empfinden zu lassen, da sie gemeiniglich weiter keinen Fehler haben, als diesen: daß sie nicht so reich sind, als wir. Ich glaube nicht, daß es Ihnen schwer fallen wird, sich eben so glimpflich gegen sie zu bezeigen, da dieses das bequemste Mittel ist, die Hochachtung und Treue der Bedienten zu gewinnen. Noch unzufriedener bin ich über diejenigen Herrschaften, welche sich zu ihren Bedienten allzuvertraulich herablassen. Man giebt ihnen eine Freiheit, die sie mit der Zeit gewiß mißbrauchen. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie zu keiner Zeit vergessen zu bedenken, daß ihr Aufwart: Mädchen niemahls ihre vertraute Freundin seyn kann. Bemächtigen Sie sich der Herrschaft in der Küche. Ich verlange nicht, daß Sie selbst kochen sollen; aber das verlange ich, daß das Gesinde Sie für eine vernünftige Wirthin und nicht für ein erwachsenes Kind hält, welches nur da sitzt, um sich füttern zu lassen. Ich habe einen sehr armen Vater, welcher ein redlicher Greis, aber kränklich und ein wenig einsältig ist. Vertrauen Sie sich wohl ihn so zu lieben, als ihren eigenen Vater? ich werde es von Ihnen verlangen. Das Vermögen, welches
mir

mir Der Himmel bey meiner Handlung gegeben hat, das hat er mir vermuthlich darum gegeben, um diesem redlichen Manne sein Alter erträglich zu machen. Es würde mir nahe gehen, wenn Sie anders dächten; und ich würde es nicht zulassen, gewiß nicht, Mademoiselle. Auf diesen alten redlichen Vater bin ich stolz und meine Freunde können mir niemahls empfindlicher schmeicheln, als wenn sie diesem gutherzigen Alten in seiner schlechten Kleidung eben die Achtung bezeigen, die man einem ansehnlichen Greise von Stande schuldig ist. Wie sehr werde ich Sie lieben, wenn Sie sich gewöhnen können diesen guten Alten zu lieben! Noch eins: ich kann mir nicht hitzig widersprechen lassen. Ich habe nicht allemahl recht, es ist wahr; aber ich sehe es gern, wenn man mir Zeit läßt, dieses selbst einzusehen. Ich sehe es bald ein und alsdann schäme ich mich doppelt, sowohl über meine Uebereilung, als über die Nachsicht meiner Freunde, die ich gemißbraucht habe.

Sehen Sie wohl aus allen diesen Umständen Mademoiselle, daß ich die ungewöhnliche Absicht habe Herr im Hause zu seyn? Es ist eine sehr altväterische Mode, aber ich will sie doch beybehalten wissen. So viel kann ich Ihnen inzwischen versichern, daß so gewiß ich Herr im Hause zu seyn verlange, so gewiß will ich auch,

daß

daß meine Frau, Frau im Hause, seyn soll.
Diese Versicherung muß Sie beruhigen.

Was meinen Sie Mademoiselle? Ge-
trauen Sie sich einen Mann zu heyrathen, der
alle diese Fehler hat? Glauben Sie demohn-
geacht glücklich mit ihm zu leben? Ich bitte
mir in acht Tagen thre Antwort aus. Entschlüß-
sen Sie sich dazu, so bin ich der glücklichste
Mensch; können Sie sich nicht entschließen, so
werden Sie mir bey meinem aufrichtigen Ge-
ständniß wenigstens nicht Schuld geben, daß
ich Sie habe betrügen wollen. Leben Sie wohl.
Ich bin &c. &c.

2.

Hochzuverehrende Tante!

Herr N*** hat mir einen Antrag ge-
macht, der eine genauere Ueberlegung wohl zu
verdienen scheint. Noch bin ich unschlüssig, ob
mir gleich die offenherzige Art mit welcher Herr
N*** sich erklärt, besonders gefällt und viel
Gutes verspricht. Ich übersende Ihnen seinen
Brief und bitte mir ihren guten Rath, so bald
als möglich aus. Die mütterliche Liebe, welche
Sie bey anderer Gelegenheit gegen mich geäußert
haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir von ganz-
en Herzen rathen werden. Ich würde jetzt
meine

meine verstorbene Mutter mehr als jemahls vermessen, wenn mir nicht ihre Wohlgewogenheit ein Recht gegeben hätte, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich habe meinem Onkel und einigen meiner Freundinnen des Wohlstandes wegen, zugleich mit um ihren Rath ersucht; aber auf Ihren Ausspruch, beste Tante, werde ich es allein ankommen lassen, da mein Onkel, wenn ich es wagen darf zu sagen, ein wenig gar zu sorgsam ist, und meine Freundinnen gar zu leichtsinnig sind. Ich bin mit der Särtlichkeit einer gehorsamen Tochter. Derd 16. 16.

3.

Hochzuverehrender Onkel!

Es ist mir, wie Sie aus inliegender Abschrift sehen werden, vom Herrn R*** ein Vorschlag zu einer Heyrath gemacht worden. Da auf dieser Wahl mein ganzes zeitliches Glück beruht; so sehe ich mich genöthiget, den guten Rath eines Mannes zu suchen, welcher die Welt sowohl kennt, als Sie und von dessen gütiger Vorsorge ich so überzeugt bin, als von der ihrigen. Sie haben als Onkel mir zu befehlen, und desto williger werde ich Ihnen bey dieser Gelegenheit folgen, da ich Ihnen mit nichts als der Bitte beschwerlich falle, mir ihren Rath zu geben. Ich bitte die Antwort zu beschleunigen und verharre 16. 16.

S i e

Liebes Kind!

Du bist ein glückliches Mädchen, daß Du die Achtung und die Zuneigung eines Mannes hast erlangen können, welcher so einsehend und vernünftig ist, als dein Bräutigam. Wie glücklich würden unsere Ehen seyn, wenn es eingeführt wäre, daß junge Leute einander ihre Fehler entdeckten, anstatt daß sie sich alle Mühe geben, einander durch Schmeicheleyen solche zu verbergen und sich auf beiden Seiten zu betruggen! der Schritt, den Du jetzt thust, ist der wichtigste Schritt den ein Frauenzimmer in ihrem ganzen Leben thun kann. Und doch ist man gemeiniglich bey keinem so leichtsinnig, als bey diesem. Die Uebereilung von einer Minute, ist der Grund zu einem Mißvergnügen das oft viele Jahre dauert, und sich nicht eher als mit dem Tode endiget. Alle unsere Einsicht, welche wir Frauenzimmer zu haben glauben, ist gemeiniglich nicht hinreichend, die Verstellung einer Mannsperson zu übersehen, welche sich um unsere Gegenliebe bemüht. In andern Fällen sind wir scharfsichtig genug, nur in diesem nicht, wo sich Vorurtheile, Eigennuß und andere Leidenschaften einmischen, die uns desto leichter blenden, je klüger wir uns zu seyn dünken. O wie viel hast Du gewonnen, liebe Tochter, daß Du alle Fehler deines künftigen Mannes schon jetzt
besser

besser kennst, als sie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem sie wohl schon viele Jahre in mißvergnügter Ehe gelebt hat! alle die Fehler, die Herr N*** von sich selbst sagt, sind Tugenden, weil er sie gesteht; und sein Eigensinn, wenn es anders ein Eigensinn ist, verspricht seiner Frau ein wahres Glück und ein dauerhaftes Vergnügen. Kannst Du dir wohl mehr wünschen, als einen Mann, der um deswillen Herr im Hause seyn will, damit er dir bey Freunden und Bedienten das Ansehen der Frau vom Hause behaupten kann? Wie unvernünftig handeln unsere Weiber, welche die Größe ihres Ansehns auf die Verachtung ihrer Männer bauen wollen. Der Vorwurf fällt allemahl auf sie zurück, daß sie bey dem Verstande, mit dem sie sich brüsten, keine klügere Wahl getroffen und einen Mann genommen haben, dessen sie sich schämen müssen. Die Entschuldigung, daß sie der Eigennuß dazu gebracht hat, gilt nichts, oder es müßte möglich seyn, daß man einen thrichten Fehler mit einer noch größeren Thorheit entschuldigen könnte. Laß dich das nicht abschrecken, daß er so deutlich heraus sagt, wie weit er dir den Aufwand und Staat zulassen will. Wäre er weniger billig, und hätte er nicht willens, als ein ehrllicher Mann zu sterben, so würde er diese Vorsicht nicht brauchen. Er hat Recht. Es ist keine Thorheit abgeschmackter,

als wenn man sich durch einen übermäßigen Aufwand denjenigen gleich setzen will, welche ihr Stand über uns erhebt. Vornehmen werden wir lächerlich; denen, die uns gleich sind, verächtlich; nicht einmahl den Pöbel blenden wir. Verlohnt es sich wohl der Mühe sein Vermögen zu verschwenden, um den Rahmen einer Närrin zu erkaufen? Es ist dieses ein Fehler, den Weiber von demjenigen Stande, in welchem Du treten sollst sich immer vorwerfen lassen müssen, und immer mit Gründe. Nimm ihm, meine Tochter, gieb ihm dein Wort, so bald Du kannst. Das ist mein Rath. Bloß um deswillen verdient er deine ganze Hochachtung und Zärtlichkeit, daß er Muth genug hat, vor den Augen der ganzen Stadt, mit seinem guten alten Vater so groß zu thun, dessen geringen Herkommens sich vielleicht ein anderer schämen würde, der nicht so vernünftig wäre, als dein Liebhaber. Wie gewiß kannst Du seyn, daß er dich auch noch im Alter zärtlich lieben wird, da er mitten unter den Schmeichelern, die er dir als Liebhaber sagt, mit einem so edlen Troße deine Hochachtung für seinen Vater von dir verlangt. Was für Liebe und Hochachtung kann sich dein Bräutigam künftig von seinen Söhnen oder Töchtern versprechen, da er selbst ein so tugendhafter Sohn ist? Mit einem Worte, Du bist glücklich. Gieb ihm deine Hand. Dein
 Verz

Verstand und deine gute Aufführung verdienen dieses Glück. Lebe wohl mit ihm, Mädchen ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Empfange meinen Segen. Lebe ewig glücklich, Ich liebe Dich als deine Mutter, &c. &c.

5.

Hochzuverehrende Tante!

Von einer so lebenswürdigen Freundin konnte ich mir nichts anders, als einen so aufrichtigen Rath und die zärtlichsten Wünsche versprechen. Ich habe dem Herrn N*** geantwortet. Er wird, wie ich hoffe, mit meiner Erklärung, die er von neuen ziemlich treuherzig gefordert hat, zufrieden seyn. Werde ich bey meiner Ehe glücklich, so werde ich es durch Sie, beste Tante. Ich sende Ihnen meine Antwort, und zugleich einige Briefe von meinem Onkel und einigen Freundinnen mit, die ich mir bey Gelegenheit zurück erbitte. Sie lieben mich alle, ich weiß es; aber wie sehr unterscheidet sich diese, theils eigennützig, theils flatterhafte Liebe, von der mütterlichen Zärtlichkeit, die Sie gegen mich bezeigen. Ich küsse Ihnen dafür die Hände; der Himmel lasse sie mir noch viele Jahre küssen! wie glücklich werde ich seyn, wenn ich der Vorsorge einer so gütigen Mutter beständig versichert seyn kann. Künftigen Sonntag

Abend werde ich Sie besuchen. Vielleicht begleitet mich Herr R*** zu Ihnen. Er muß Sie kennen lernen. So viel er sich auf seinen alten Vater zu Gute thut, so stolz bin ich auf meine liebe Tante. Ich bin mit der kindlichsten Hochachtung u. u.

6.

Liebe Niece!

Der Antrag ist vortheilhaft, nimm ihn immer an. Ich habe mich nach seinen Umständen erkundiget, er steht gut. Wenigstens funfzigtausend Thaler hat er im Vermögen, und ist ein guter Wirth. Wenn er nur noch Pferd und Wagen abschafte. Er könnte alle Jahr vier bis funfhundert Thaler ersparen, thut an Capital a 5 pro Cent neun bis zwölftausend Thaler. Denke einmahl an, was das sagen will und zwar bey einer Handlung, wie die seinige, wo er das Capital wenigstens auf 20 pro Cent nutzen kann. Sieh, wie weit Du es bringst. Manchmal kann eine Frau viel sagen, wenn sie es recht anfängt. Auf seine Bedienten wendet er auch zu viel; die Leute leben, wie die kleinen Herren. Viel Arbeit und mäßig Futter macht gute Leute, sagte mein seliger Vater immer. Nun er mag das halten, wie er will, es gehet mir nichts an, und was mich nicht brennt, lösche ich nicht. Wie gesagt,

gesagt, nimm den Mann! aber das sage ich dir fange es klug an; es wird dein Schade nicht seyn. Eine gute Ehestiftung ist das Hauptwerk. Schmiede das Eisen, weil es warm ist. Jetzt thut er alles, was Du verlangst. Wenn er dich einmahl hat, hernach mußt Du nach seiner Pfeiffe tanzen. Du wirst mich wohl verstehen. Ich will dir meinen Advocaten schicken, der weiß, wo die Säume hängen. Du bringst ihm sieben tausend Thaler mit. Laß Du dir dagegen dreyßig tausend Thaler vermachen. Stirbt er ohne Kinder — was meinst Du wohl, ob das geschehen wird? Nun albernes Mädchen darüber mußt du nicht roth werden; wie gesagt, stirbt er ohne Kinder, so muß das ganze Vermögen an dich fallen, schlechterdings an dich, dafür Sorge ja, denn Du bist seine Frau. Was gehert dich seine armen Freunde an? Der alte Vater wird doch auch nicht ewig leben, und Du kannst hernach noch allemahl thun, was Du willst. Es ist besser, seine Freunde sehen dir in die Hände, als Du ihnen. Die Zeiten werden immer schlimmer, siehe dich wohl vor, Steuern und Gaben steigen; der Einnahme wird immer weniger; und was soll hernach eine arme Wittwe anfangen, wenn ihr der Mann gestorben ist? Die Freunde sind alsdenn immer die schlimmsten. Wie gesagt, heyrathe ihn in Gottesnamen, es ist eine gute Parthie. Mein Advocat soll

dir noch mehr sagen. Ich muß auf die Börse gehen. Lebe wohl.

M. S. Die dreßzig tausend Thaler laß dir ja in Species, Ducaten verschreiben. Es ist für dich besser; denn das Agio steigt, gottlob! alle Tage.

7.

Schwesterchen!

Bist Du toll? Du wirst doch den eigensinnigen Mann nicht heyrathen wollen? Das wird einmahl ein zärtlicher Ehemann seyn, der schon als Liebhaber so deutsch von der Leber wegspricht, ehe er noch weiß, ob Du ihn haben willst. Das stünde mir an, daß ich mir auf eine so gebietrische Art sollte Lebensregeln vorexpredigen lassen. Es wundert mich, daß dein zärtlicher Tyrann nicht gleich das Maß mitgeschickt hat, wie lang deine Röcke seyn sollen, wenn Du das Glück hast, seine unterthänigst gehorsame Frau zu werden. Alles von der Welt lasse ich mir gefallen. Aber das mag sich mein künftiger Mann ja nicht unterstehen, daß er mir vorschreiben will, was ich für Kleider tragen soll. Das für ist er mein Mann, und nicht mein Schneider. Hat er das Herz nicht, eine Frau zu ernähren, welche so viel braucht, als ich; so mag er

er mich nicht nehmen; oder wenn er mich doch nimmt, so soll er sehen, wie ich ihm den Kopf zurechtsetzen will. Was hilft uns unser Eingeschicktes? Geben wir das um deswillen hin, daß wir die hohe Ehre haben, Frau zu werden? Sachte, mein Herr! heute zu Tage spielt man die Romane anders. Ein Mädchen, das dem Manne tausend Thaler zubringt, hat das Recht, ihm alle Jahr tausend zu verthun. Dafür hat er auch eine Frau, die ihm Ehre macht. Soll ich mich um deswillen nicht so prächtig halten, als meine Nachbarin, damit mein Mann ehrlich bleibt? Wo kömmt denn diese neue Weisheit her? Laß es seyn liebes Mädchen, daß der Mann austreten muß und banquerut macht: was schadet das der Frau? Und wenn alle Gläubiger betrogen werden, so gewinnet doch die Frau, oder sie muß es sehr dumm anfangen. Aber dein Mann verliert ja seinen ehrlichen Namen das bey? Aber, warum den? Bey uns wohl nicht, Schwesterchen.

Es ist niemand ehrlicher, als ein muthwillig banqueruter Kaufmann, und niemand glücklicher, als seine Frau, die ihn dazu gebracht hat. Wie altväterisch bist Du! mit einem Wort, dein Liebhaber mag seyn, wie er will, für mich wäre er nicht. So lange ich noch nach meinem Kopf leben kann, so lange mag ich nicht ins

Zuchthaus. Thue Du was Du willst, mit meinen Willen sollst Du nie den alten Jesus Sirvach heirathen. Deswegen wollen wir nicht sitzen bleiben; ich gebe Dir mein Wort. Für Geld können wir uns einen Mann kaufen, wie wir ihn haben wollen, einen feinen, geduldigen und gehorsamen Mann: das lasse ich eher gelten. Lebe wohl und überelle dich nicht. Ich bin Deine aufrichtige Freundin 20. 20.

8.

Jungfer M u h m e !

Ihr Herzensbändiger scheint ein allerliebster Pedant zu seyn. Was muß er mit seiner Ordnung sagen wollen, die er so einförmig gehalten wissen will, daß ihm nicht eine Viertelstunde verrückt wird? Das hätte einen guten Schul: Rector in einem kleinen Städtchen abgeben sollen, wo die Knaben von frühe um 6 Uhr an, bis auf dem Abend um 10 Uhr nach dem Takte der Musthe sich anziehen lernen, essen, trinken und schlafen müssen, und das heute wie gestern, und morgen, wie heute. Unmöglich ist es ihr Ernst, daß Sie diesen schematischen Mann heyrathen wollen. Verzeihen Sie mir diesen Ausdruck; mein Bruder nennt ihn so, und lacht erschrecklich dazu. Es muß wohl ein artiges Wort seyn, denn
mein

mein Bruder ist witzig, wie der Henker! Wie gesagt, Ihr Ernst kann es unmöglich seyn, oder Sie sollten mich sehr dauern. Bedenken Sie einmal, was soll das für eine Zucht werden? Einen Tag, wie den andern, beständig ordentlich, das ist ja gar unerträglich! Soll ich Ihnen einmal wahr sagen? Wollen Sie wissen, wie es gehen wird? Hier haben Sie ihren Lebenslauf: Früh um sechs Uhr stehet die junge Frau auf, nachdem sie dreimal gegähnt und zweymal die Augen gewischt hat. Sie ziehet sich an und zwar gleich reinlich und sorgfältig, damit sie das seltne Glück hat, ihrem theuren Gemahl zu gefallen. Es wundert mich, liebe Jungfer Ruhme, daß ihr Liebhaber nicht auch vorgeschrieben hat, wie lange der Morgensegen seyn soll. Wie leicht könnten Sie länger beten, als er ausgerechnet hat, daß Sie beten sollen. Weiter:

Um sieben Uhr wird Thee oder Caffee getrunken, drey oder vier Tassen höchstens, mehr nicht, junge Frau, bey Leibe nicht mehr, daß ja die Wirthschaft nicht in Unordnung geräth. Mit dem Schlage acht Uhr muß auch das Frühstück verzehrt und alles wieder abgeräumt und an seinem Orte gesetzt seyn.

Um acht Uhr gehet der Mann auf die Schreibstube. Er küßt sie zum Abschiede und geht!

het! Sehen Sie nun Jungfer Ruhme, darauf können sie also sichere Rechnung machen, daß wenn er Sie den ersten Tag frühe um acht Uhr geküßt hat, so küßt er Sie das ganze Jahr frühe um acht Uhr. Beträgt in einem Jahr richtig gerechnet, dreyhundert fünf und sechzig Küsse zum Frühstück, und wenn wir ein Schalt-Jahr haben, haben Sie noch einen Kuß mehr.

Von 8 bis 1 Uhr haben Sie Zeit ihre Wirthschaft zu besorgen und, wie Ihr zukünftiger Eheherr sehr tieffinnig sich ausdrückt, sich der Herrschaft in der Küche zu bemächtigen.

Um 1 Uhr kömmt er heim. Sorgen Sie ja, daß Sie nach Rauch riechen, und Ruß am Arm haben, damit er die gute Wirthin sieht. Aber vor allen Dingen sorgen Sie, daß das Essen um 1 Uhr auf dem Tisch stehe.

Bis um 2 Uhr wird gegessen und wie ich denke, gleich nachhero Kaffee getrunken.

Um 2 Uhr geht er wieder an seine Arbeit, und Sie gehen ins Bette. Denn so ein Barbar wird er doch nicht seyn, daß er Ihnen dieses verwehren wollte. Schlafen kostet ja kein Geld, und wenn Sie schlafen, so widersprechen Sie auch nicht. Zween Haupt-Puncte, die ihr

ihr Sittenprediger einzuschärfen sucht! Bis um sieben Uhr also thun Sie, was Ihnen gefällt, und dieses werden wohl die einzigen Stunden seyn, wo Sie im Stande der natürlichen Freiheit leben, wie mein Bruder zu sagen pflegt.

Um sieben erscheint der Herr vom Hause wieder, und versichert der Frau vom Hause seiner Günt und geneigten Willens zuvor.

Um 8 Uhr kommt das Abendessen unverzüglich.

Um 9 Uhr, denn so lange und länger nicht darf man bey Tische sitzen, wird die Tafel aufgehoben, vielleicht gebetet; und sodann erhebt sich der Herr mit seiner huldreichen jungen Frau ans Camin oder aufs Sopha, um — eine Pfeiffe Toback zu rauchen und sie zu examiniren, wie sie ihre Stunden eingetheilt hat.

Es schlägt zehn. Geschwind die Pfeiffe ausgeklopft, ausgezogen, zu Bett gegangen und hernach — was weiß ichs! vermuthlich alles nach Stund und Minuten, damit wir ja nicht in Unordnung kommen.

Früh um sechs Uhr wieder aufgestanden, und so dann, ut supra, spricht mein Bruder.

Dun

Nun Liebe, wie gefällt Ihnen der Lebenslauf. So ordentlich geht die Sonne nicht auf und unter. Muß so ein Ehestand nicht schön seyn? Aber das rathe ich Ihnen, wenn Sie einmal in den Wochen kommen sollten, daß Sie sich ja an die Stunde binden, die er Ihnen setzt; sonst bringen Sie ihn um alle seine Ordnung.

Im Ernst, Ihr Liebhaber ist unerträglich. Wenn Sie es gut mit sich selbst meinen, so flechten Sie ihm ein niedliches Körbchen und schicken ihn heim. Das verdienet der Eigensinn. Ich verharre 26. 26.

9,

Liebe Schwester!

Das muß ich gestehen, so offenherzig habe ich noch keinen Liebhaber gesehen! Eine ganz neue Mode sein Glück zu machen, wenn man seine Fehler berichtet! Das wolle der Himmel nicht, daß das Ding unter uns Mädgen Mode werde? Was meinst Du wohl, Schwester, daß ich zu meinem Amadis sagen sollte? Soll ich etwan sprechen: „Ich habe die Ehre ihnen zu sagen, daß ich ein Mädchen bin, welche einen Mann haben möchte, und wenn er auch noch dämmer wäre, als sie, tapftrer Amadis. Ich
„gebe

„gebe ihnen meine Hand, um mich dem jung-
 „fränkischen Zwange zu entreißen, und als Frau
 „thun zu können, was ich will. Ich habe den
 „Fehler, daß ich keine Mannsperson hasse, ob
 „ich gleich nur einen, auf einmahl, heyrathe.
 „Ich kann nicht leiden, daß sie mir widerspre-
 „chen, denn sie sind der Mann, und ich ein
 „schwaches Werkzeug. Ich werde ihnen nicht
 „mehr verthun als ich brauche; aber ich brauche
 „sehr viel um andern Weibern nichts nachzuges-
 „ben. Ich werde alle Tage in Gesellschaft gehn,
 „damit mir ihre beständige Gegenwart nicht zur
 „Last wird. Sorgen sie für Geld zum Spiel,
 „damit Sie Ehre von mir haben. Wenn ich
 „erst spät in der Nacht zu Hause komme, so
 „schlafen sie nur ruhig. Ich bin mündig und
 „kann mir selbst rathen. Für die Wirthschaft
 „werden sie sorgen, denn sie sind Herr vom Haus-
 „se. Ich habe sie geheyrathet um eine Frau zu
 „seyn, und sie mein Herr haben die Ehre, daß
 „sie mein Mann sind, um mich zu ernähren;
 „wie sie das möglich machen, das ist meine Sorge
 „nicht. Dieses sind meine Fehler, zärtlicher
 „Amadis; besinnen sie sich, ob sie demohngeach-
 „tet sich getrauen, mit mir glücklich zu leben.
 „Wie gefällt Dir das, Schwester? Sollte ich so
 „treuherzig seyn? Ich weiß wohl, wie ich bin,
 „was braucht es mein Liebhaber zu wissen. Er
 „wird es Zeit genug erfahren, wenn er mich am
 „Halse

Halbe hat. Du denkst vielleicht, Schwester, was du für ein glückliches Mädchen bist, daß du einen so treuherzigen Weichtsohn zum Freyer hast. Glaub es nur nicht. Das sind die schlimmsten, die sich so aufrichtig stellen. Wag es einmal, wenn er Dein Mann ist, und wirf ihm seine Fehler vor! Habe ich es dir nicht gesagt, wird er sprechen, daß ich diese Fehler habe, warum hast du mich genommen? Aber das ist das schlimmste noch nicht. Hat Dein Mann das Herz so viel Fehler von sich selbst zu sagen, wie wird er dir die Ohren reiben, wenn er deine Fehler kennen lernt! Das wäre mir unerträglich. Wenn ich schon Frau bin und Kinder ziehe, soll ich da noch mich erst selbst ziehen und hoffmeister lassen? Mein Herr Mann, das lasse er bleiben, oder es läuft nicht gut ab.

Mit einem Worte, Schwester, überlege was Du thust, und mache dich nicht ohne Noth unglücklich. Lebe wohl.

10.

Liebe Jungfer Gevatterin!

Ich weiß nicht, was ich Ihnen rathen soll. So viel ist gewiß, ich möchte lieber des Herrn R*** Vater oder Bedienter seyn, als seine Frau. Er verlangt von Ihnen viel, gewiß gar zu viel. Mein
 seeliger

seeliger Mann hätte mir so kommen sollen, wie Ihnen ihr Liebhaber begegnet, mit Füßen hätte ich ihn getreten, den Hund! Es kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, da er schon so frühe anfängt die Klauen sehen zu lassen. Das wolle der Himmel nicht, was soll da daraus werden! Wir armen Weiber! Wir haben die ganze Wirthschaft und die Kinder auf dem Halse, wenn unsere Männer aus dem Hause gehn, und vornehmen, was sie wollen. Sollen wir nicht zu Hause unsern Willen haben, da wir ohnedem halbe Sclavinnen sind? Ueberlegen sie es wohl Jungfer Gevatterin, bey ihren Jahren und bey ihrem Gelde können Sie allemal wählen, wie sie wollen. Der junge Herr P * * wird auffer sich seyn, wenn er es erfährt. Sie können es nicht veranzworten, daß Sie dem armen P * * beständig so spröde begegnet haben. Verstand hat er freylich nicht, aber desto besser für seine künftige Frau. Hat er doch Geld, und wenn der Vater stirbt, so will er Baron werden und den Pseffer-Kram aufgeben. Denken Sie einmal! Frau Baronessin! Gnädige Frau Baronessin! wie das klingt! Und wenn Sie den Herrn R * * * heyrathen, so heißt es Frau R * * * schlechtweg und wenn es hoch kommt, so kommt eine Frau Commerz-Räthin heraus. Wie gesagt, übereilen sie sich nicht. Es wäre ewig Schade um Sie. Ich bin ic. ic.

N. S.

N. C. Wissen Sie denn auch, daß Ihr Herr
N*** schon 40 Jahre ist.

II.

Mademoiselle!

Ich habe neulich vergessen, ihnen noch einen Fehler von mir zu sagen. Es ist dieser, daß ich sehr ungeduldig liebe, wenn ich liebe: und daß ich sehr unruhig bin, wenn ich in 14 Tagen die Erklärung noch nicht erhalten kann, die ich mir in 8 Tagen ausgebeten. Haben sie die Güte und melden mir ihre Entschliessung.

Auf der Welt wünsche ich mir nichts so sehr, als Ihre Gegenliebe. Ich werde vielleicht untröstlich seyn, wenn sie mir eine abschlägliche Antwort geben; aber ich schätze Sie zu hoch, als daß ich Ihnen den geringsten Zwang anthun sollte. Erklären Sie sich frey. Bin ich unglücklich genug, sie nicht zur Frau zu bekommen; so lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß Sie mich für Ihren Freund annehmen wollen. Ich werde das ewig seyn, und mich aufrichtig freuen, wenn es Ihnen allezeit so wohl gehet, als es Ihre Tugend verdienet. Ich bin &c. &c.

Mein Herr!

Vielleicht würde ich Ihnen geschwinder geantwortet haben, wenn ich nicht so viel Hochachtung für Sie hätte. Ich habe Zeit gebraucht, um zu überlegen, ob ich das Zutrauen verdiene, welches Sie gegen mich äußern. Der Rath meiner nächsten Anverwandten schien mir in einer so wichtigen Sache nöthig zu seyn. Eine unvorsichtige Entschließung würde vielleicht der erste Fehler gewesen seyn, den Sie an mir billig zu tadeln gefunden hätten. Diejenigen von meinen Freunden, auf deren Einsicht ich mich verlassen kann, versichern mir so viel Gutes von Ihnen, mein Herr, daß ich mich nicht länger bedenken darf, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich thue es mit der Empfindung einer Person, welche wünscht durch Ihre Liebe glücklich, und Ihrer Zuneigung immer würdiger zu werden. Ich bin &c. &c.

Einige Zeit darauf vermählten sich diese würdigen Personen; jetzt sind schon Jahre in ihrer Ehe verfllossen, und auch nun noch sind sie ein sehr deutlicher Beweis, daß eine mit Vernunft geschlossene Ehe, die höchste Erden-Glückseligkeit gewähren könne.

19.

So geht der Bauer für seinen Sohn
um eine Frau werben.

Es werden ohngefähr ein paar Monathe seyn, als ich auf dem Landguthе eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. Hans der Vater des erwachsenen Jungens, der freyen sollte, ging zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas ans Fenster, und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas, sagte der zärtliche Vater; wißt ihr was: Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und ich suche ein feines Mensch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tausend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelassen. Hum! Nur tausend Gulden; das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zwey tausend, so lasse ich meinem Sohn heute noch das Guth im Amte verschreiben. Seht nur, Gevatter, sprach Niklas, das kann ich mein Seel nicht. Zwey tausend Gulden ist zu viel.
Mit

Mit einem Wort zwölf hundert Gulden ist alles, was ich thun kann, und da nicht einen Heller mehr. Je geht doch, versetzte Hans, ihr sollt euch schämen; so ein hübscher Nachbar im Dorf? Niklas schüttelte den Kopf und blieb dabey, er könne nichts mehr geben. Auch nicht funfzehn hundert Gulden? fragte Hans ihm traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht als zwölf hundert Gulden. Nun, so behüte euch Gott, Gevatter, so will ich weiter gehn. Sie schieden ziemlich gelassen von einander. Hans hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene stehen blieb, wieder umkehrte, und mit dem Stock an Niklas Fenster pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehn Hundert? Ich kann, straf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hans kehrte sich trotzig um, und sagte. Nun so muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht gewesen ist. Lebet wohl.

Und dabey blieb es.

So sehen viele Ehen aus, wenn sie auch auf Rechnung des Himmels geschlossen werden.

Balthasar Menning, mein Nachbar, ein Gewürzkrämer und ehrlicher Mann, war dreymahl Wittwer geworden, und mißbrauchte die Geduld des Himmels zum vierten mahl, da er in seinem 57ten Jahr ein artiges Mädchen von siebzehn Jahren heyrathete. Sie war eine Waise, ohne Vermögen; sie lebte sehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Mutter, welche sie so slavisch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche versäumte, um Leute zu sehen. Mein Alter hatte seinen Kirchenstuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; Er freuete sich, als ein guter Neben:Christ, über diese fromme andächtige Seele mit blonden Haaren, blauen Augen, und einer blendend weissen Haut; er vergaß

gab seine Brille herunter zu nehmen, so lange sie vor ihm saß; ja er war endlich so verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu schlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft und ihre Armuth. Dieser letzte Umstand machte sein Christenthum rege; und weil er sich schämte, noch in seinem hohen Alter verliebt zu seyn, so gab er sich Mühe, sich zu bescheiden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeinlich unglücklich ausfallen. Nun wollte er einmal ganz uneigennützig und nach seiner großmüthigen Art zu reden, ein nacktes Mädchen heyrathen. Er ließ der alten Muhme seine christliche Absicht entdecken. Man freuete sich und dankte Gott, der für arme Waisen so sichtbarlich sorgt. Das fromme Mädchen ward seine Frau. Wie geschäftig ist nicht der böse Feind! kaum hatte sich die junge Frau vier Wochen ausgefüttert, prächtig gekleidet, und ihre Noth vergessen; so blieb ihr der Teufel, (denn wer sollte es sonst gewesen seyn?) boshast ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Essen, Trinken, Kleider und ein frommer, ruhiger Greiß von sechzig Jahren gehöre. In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Gewürz, Krämerin so zu schmeicheln wußte, daß sie sich und ihrer Pflicht vergaß, einen ziemlich

Theil des Vermögens mit ihm verschwendete, ihren Mann auf die empfindlichste Art verachtete, und so unvorsichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Diese Ehe war im Himmel, wenigstens in der Kirche geschlossen; das gestanden alle Leute: allein, wo kam der Hahnrey her? das weiß ich nicht; aber das ist mir bekannt, daß seine Frau einige Monathe hernach im Kinderbette starb. Mein rechtschaffner Alter hat mir mit der zufriedenen Munterkeit eines ruhigen Gewissens gestanden, daß er an diesem frühzeitigen Tode nicht Ursache sey.

Man weiß die Noth der armen Wittwen. Fast jeder sucht sie zu bevorthailen, und niemand nimmt sich ihrer an. Man wird wenig Beyspiele finden, daß eine Wittwe sich um deswillen zum zweytenmahle verheyrathet, um zum zweytenmahle einen Mann zu bekommen; o nein! um deswillen gar nicht! Nur darum geschieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben, und sich mit einem Freund zu verbinden, der sich ihres Hauswesens annehme, der sie wider die Angriffe ihrer Feinde schütze, mit einem Wort, der aus diesen Ursachen ihr Mann sey.

Diese Sittenlehre verstund meine alte Wirthin aus dem Grunde. Sie war seit zehn Jahre Wittwe und ihre Feinde gaben ihr schuld,
daß

daß sie bey dem Absterben ihres seeligen Mannes, wenigstens 48 Jahr alt gewesen sey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doctor, war so galant, ihr zu beweisen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüt herkomme. Sie brauchte eine Brille, es ist wahr; aber es geschah nur, ihre Augen desto schärfer zu erhalten. Mit einem Worte, es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit nichts, als ein Freund, der für sie sorgte, der sich ihrer annahm und der ihr ziemlich ansehnliches Vermögen wider die eigennützigten Nachstellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bey Jahren, und wenigstens in ihrem Alter seyn; vielleicht wäre er alsdenn vernünftiger und einsehender gewesen; aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bey einem alten Freunde hätte sie noch einmahl können Wittwe werden; das wäre für sie etwas erschreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bey dessen Umgange sie wenigstens noch vierzig Jahre ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemand hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte so wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm also ihre Hand an und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf

seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich: so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahr. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie miteinander so bekannt, daß er sie prügelte; allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christin, müsse sich standhaft in ihrem Leiden verhalten. Sie seufzete freilich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau war unglücklich und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Gedult, Verachtung seines ehelichen Gerippes, tausenderley Verdruß, sogar Schläge waren also nicht vermögend, ihr einen Eckel gegen diese vergänglichte Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Troße, und alle seine Arzeneyen würden kaum im Stande gewesen seyn, ihre hartnäckigte Seele aus dem alten Neste zu jagen, wenn sich nicht der Himmel der Ehen seiner angenommen, und zugefassen hätte, daß das unbescheidene Weib ihren siebenzigjährigen Hals brach, da sie eben im Begriff war, ein Fläschchen Aquavit aus ihrer Schlafstube zu hohlen.

Unser Herr Doctor Sast war also ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er sich vor vernünftiger zu heyrathen; denn das gestund er, daß er das erstemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte nun es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel und die Verbindung mit einer ansehnlichen Familie, welche sein Glück auf eine dauerhafte Art befestigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beydes; denn Titel sind immer feil und immer giebt es ansehnliche Familien mit noch ansehnlichern Schulden; Familien, die sich bey dem Vermögen ihrer Freunde de wohl befinden.

Herr Hofrath Sast suchte also die Tochter eines geheimden Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegersohns zu sättigen. Man überwindet sich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es sind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz seiner vornehmen Frau zu einer solchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, seine erste Frau sey noch viel zu frühe gestorben. Die Reiche ist nunmehr an ihm verachtet zu werden. Der meiste Theil seines Vermögens ist durch einen prächtigen Aufwand verschwendet worden. Seine Schwiegereltern merken nunmehr, daß seine Reichthümer

so unerschöpflich nicht sind, als er es ihnen anfänglich zu bereden gesucht hat. Sie fangen an ihre Uebereilung zu bereuen und werfen ihm vor, daß er sie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und sieht den Augenblick mit Schrecken entgegen, wo sie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verstand, und was das aller schlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel sie zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun würde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe die er angewandt hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden jetzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medicus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, so viel möglich das Leben der Menschen zu verlängern, nicht zu verkürzen, und er ist gewissenhaft. Er lebt also und erwartet nach seiner Versicherung den Tod sehnlichst. Der Tod ist taub und mit Recht, denn man weiß ja, wie viel dem Tode daran gelegen ist, daß ein unwissender Arzt leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath? Was seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächet, die er seiner ersten Frau gegeben. Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht habe. Noch

lebt

lebt er und ich verlange sehr den Ausgang dieser Ehe zu erfahren. Es gehet nun ins achte Jahr, daß seine jetzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die an ihm die Beleidigungen, die er seiner ersten Frau zugefüget hat, rächet.

Johann Schlau hatte in einem Buche gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine gefährliche Sache seyn könne. Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt. Sie war schön und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weibliche Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorsichtig zu seyn; beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte sie sich nach und nach der Herrschaft über ihn.

Je dümmer seine Frau war, desto empfindlicher war ihm seine Slaverey. Sie starb sehr jung, ein Unglück das sonst nur kluge Kinder trifft. Ich sprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; er versicherte mich, daß er in seiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt

habt habe: In der Brautnacht und bey ihrem Tode.

Valentin Pinsel, dessen Vater ein berühmter Quacker und die Mutter eine Betschwester gewesen war, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die meisten Ehen um deswillen unglücklich wären, weil bey der Wahl so viel menschliches, wie er es nannte, mit unterlaufe, oder nach unserer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorsicht heyrathe. Diese Vorsicht hielt er für Sünde. Er wollte also heyrathen ohne den Himmel zu versuchen. Diesem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage sehr frühe, als er sich mit vieler Andacht rüstete, der Person entgegen zu gehen, die der Himmel ihm zu seiner Braut zuführen würde. Diese sollte nach seinem Gelübde, so er gethan hatte, das erste unverheyrathete Frauenzimmer seyn, die ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre stehen und erwartete sein Glück mit aufgesperretem Maule. Das erste unverheyrathete Frauenzimmer, so an die Kirchthüre kam, war eine Person von einigen zwanzig Jahren, welche bisher so ausgeschweift hatte, daß auch die ungesittesten Mannspersonen öffentlich sich ihrer schämten. Er wußte dieses, und eben darin fand er einen besondern Wink des Himmels. Noch an diesem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beynah fünf

fünf Jahre seyn, daß er der unglücklichste Ehemann und ein Spott der ganzen Stadt ist. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als diese? und dennoch glaubt er noch jetzt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sey.

Meister Martin seeliger, hat seine Frau aus keiner andern Ursache geheyrathet, als weil sie *C h r i s t i n e* hieß. Und dies liebe Christinchen hat ihn auf gut türkisch gepeinigt, bis an sein seeliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Ziegel an den Kopf geworfen hatte.

Mademoiselle M. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebevolle Mutter starb, und überließ die Tochter der Vorsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler als diesen hatte, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter, denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergehen; aber sie war auch zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bey dieser Verzögerung hätte gleichgültig seyn können. Der Geist des
Vaters

Waters verschlechte ihre Anbeter. Sie war traurig über die Einsamkeit, die sie um sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit vermehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit dachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm, auf Conto zu lieben, und den Tod ihres Waters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehr im ganzen Ernst verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung, ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bey einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren und neumodischen Puzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Waters Haus war ihr alle Tage unerträglicher, und eben um desswillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestands- Apostel) mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einen jungen wohlgewachsenen Menschen und der Tochter eines reichen Waters, dem Himmel nicht anders, als angenehm seyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbenen Mutter erhielten das gute

gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in diesen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienstfertigen Muhme, diese Umstände zusammen, müssen wohl die Philosophie eines fühlenden Mädchens über den Haufen werfen. Sie ließ sich entführen, nachdem sie vorher den Himmel sehr andächtig um seinen Beystand anfleht und ihm vorgehalten hatte, daß diese Ehe durch ihn geschlossen wäre. Um ihr Gewissen noch mehr zu beruhigen, räumte sie ihrem Liebhaber nicht die geringste Freiheit ein, bevor sie in dem nächsten Kloster auf die feyerlichste Art getrauet wären. Nun war sie Braut und Frau, und zugleich ungeachtet ihrer andächtigen Vorsicht, die unglücklichste Frau. Ihr harter Vater war beleidigt und unversöhnlich. Kaum verflossen acht Tage, als er sich seiner entflohenen Tochter zum Troste wieder verheyrathete und sein ganzes Vermögen dieser Armen entzog, welche die Feindschaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre traurig, elend und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieser unüberlegten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauert

erte sie; der alten Ruhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe so unglücklich seyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geschlossen sey.

Die Ehen, die man auf Schulen und Universitäten schließt, gehören nach dem angenommenen Verstande unsers Sprichworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der jetzigen Art zu lieben und zu heyrathen wohl entschuldigen lassen. Man weiß das deutsche Sprichwort: Jung gefreit, hat niemanden gereut. Das Sprichwort hat recht. Die Jugend ist zu ausschweifend, zu schwer zu bändigen, man lasse sie heyrathen! Ein Jahr im Ehestand leben, macht weit zahmer, als zehn moralische Folianten lesen. Kann es wohl jemals einen jungen Menschen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden ist? Die meisten jungen Leute, wenigstens diejenigen, die aus vornehmen Häusern sind, wachsen nur um deswillen groß, damit sie eine Frau nehmen können. So gebe man ihnen doch eine Frau, sobald sie groß genug sind, daß sie Vater werden können. Mit einem Worte: man thut unrecht, wenn man wider dergleichen Universitäts-Romane zu altväterisch eifert. Es ist

ist wahr, solche verehelichte Kinder werden selten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben; aber heyrathet man heut zu Tage nur um deswillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundere mich sehr, daß man noch jetzt solche Einwürfe machen kann, die sich kaum von unsern einfältigen Voreltern entschuldigen ließen.

Alles dieses führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erst sechs und dreißig Jahr alt, und doch schon Großvater und demohngeachtet noch bis auf diese Stunde unmündig ist. Ich will seinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten anführen, wie er ihn mir selbst aufgesetzt hat.

Ich war sechzehn Jahr alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Universität schickte. So lange ich bey ihm im Hause war, hielt er mich strenge. Es geschah dieses wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziges Erbe, sie liebte mich also sehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig seyn würde, so sollte ich auch eine hübsche Frau bekommen; dieses war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahr an, so stark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu seyn, und immer mit Ungedult auf eine hübsche

3

Frau

Frau wartete. Die Ernsthaftigkeit meines Vaters war mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorstellung glaubte, ich sey gelehrt genug, auf die Universität zu ziehen; und was sie glaubte, fand mein Vater immer billig, so streng er sonst war. Ich kam also nach Duisburg unter den zärtlichen Wünschen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig seyn möchte, damit sie mir bald eine hübsche Frau geben könnte. Dieser mütterliche Segen war mir verdächtig, weil ich drey Jahr vergebens darauf gewartet hatte; ich nahm mir also vor, mich selbst zu segnen. Hierzu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater sey sehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntschaft, und war vielleicht noch nicht verliebt; aber binnen kurzer Zeit war ich es im ganzen Ernste. Da das Mädchen sehr ehrbar und züchtig that, und mich beständig an die strenge Wachsamkeit ihrer Eltern erinnerte, welche unerbittlich grausam gegen sie seyn würden, sobald sie den geringsten Argwohn von unserer Vertraulichkeit fassen sollten. Ich war jung genug alles dieses zu glauben; und da ich noch schlauer seyn wollte, als die scharfsichtigen Eltern meiner Schönen; so versprach ich ihr insgeheim die Ehe, heyrathete sie eben so geheim und

und genoß das so lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausspruche meiner Mutter, eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohne bleiben sollte. Mit einem Worte, im sechzehnten Jahre meines Alters und noch im ersten Jahre meines akademischen Lebens, war ich verlobt, verheyrathet und Vater. Es war also nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Eltern meiner Frau gaben uns einen liebevollen Verweis, anstatt daß ich von ihnen die heftigsten Begegnungen erwartete. Diese Nachsicht würde mir unbegreiflich gewesen seyn, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß diese wachsame und unerbittlich grausame Eltern vom Anfange an die Vertraute meiner Frau in ihrer Liebe gewesen wären. Sie nannten es nunmehr einen Jugend: Fehler, und dankten den Himmel, der für ihr Kind so väterlich gesorgt hätte. Meine Eltern hingegen waren ganz untröstlich. Ich gab mir Mühe meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich sey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine so feine Art erhascht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umstand, der viele Thorheiten entschuldigte. Allein meine Vorstellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr als ich; er wußte die schlechten Umstände meiner neuen Familie, welches sich in ein paar Monathen noch besser äusserte, da

mein Schwiegervater einen so ungeschickten und unverantwortlichen Banquerout machte, daß er nicht allein auch nicht den geringsten Vortheil davon hatte, sondern sogar in die äußerste Armut geriet: ein Banquerout wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Trost dieser Unglücklichen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater starb, der Hof bemächtigte sich seines Vermögens, welches nicht einmahl zureichend war, dasjenige zu ersetzen, was man forderte. Sie können denken, wie sehr mich dieses alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Mensch von siebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringste zu lernen, womit er sein Brod verdienen könnte; dieser soll für den Unterhalt so vieler Personen sorgen, und kann sich selbst nicht ernähren! Nunmehr ließ mich meine Frau es empfinden, was für ein schreckliches Verbrechen es sey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegereltern hielten mich für den größten Bösewicht; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unschuldiges Kind verführet hätte. Mit einem Wort, ich habe seit achtzehn Jahren unter der strengsten Vormundschaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat sie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieser Segen her käme; aber der Herr Kammer: Rath und der Herr

Herr

Herr Oberamtmann sind ein Paar liebenswürdige Männer und meine Frau sieht in der That noch reinlich genug aus, christliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Diese rechtschaffenen Gönner haben auch für meine älteste Tochter väterlich gesorget und ihr in ihrem sechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammer-Rath Verwalter ist, einen feinen, frommen, gelassenen Mann, wie ich bin, nur noch einmahl so alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter ist das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch schon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Tochterchen geschenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare, so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammer: Raths eigenem Munde; denn mir kam es nicht so vor.

Sehen Sie, mein Herr, so lebe ich jetzt! Der Himmel der für eine Frau und Kinder gesorgt hat, wird auch für Brod sorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Gesichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmann sein christliches Herz. Ich will mir alles gefallen lassen! Das ist mein Lebenslauf, wie Sie ihn verlangt haben. Leben Sie wohl.

Madame M** ist ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie besaß alle Tugenden eines Frauenzimmers, und fast keinen einzigen von den Fehlern derselben. Sie war so schön gebildet, daß selbst Frauenzimmer an ihrer Schönheit nichts zu tadeln fanden, und doch war sie dabey so tugendhaft, daß auch die ungezogensten Mannspersonen Ehrfurcht für sie hegten und in ihrer Gegenwart sich vernünftig anführten. Kurz sie war das, was alle ihres Geschlechts seyn wollen, aber bey weiten nicht alle sind. Sie war also eines vernünftigeren Vaters und eines bessern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundschaft über einen jungen Menschen gehabt, und diese so eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieser Mündel besaß, ausser einer ansehnlichen Herkunft und einem großen Vermögen, nicht die geringsten Eigenschaften, die ihm einiges Vorrecht vor den Pöbel gegeben hätten. Ein Körper der nach allen Regeln der Heftigkeit gebaut war, würde sich haben entschuldigen lassen, wenn seine Seele nicht noch heftlicher gewesen wäre. Von seinen ersten Jahren an, hatte man ihn alle Ausschweifungen verstattet. Nach dem Tode der Eltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem sehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger

ger werden sollte. Er gab ihm, so viel er zu seinen Ausschweifungen brauchte, um ihm desto sicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reisen gehen sollte; denn zur Schande unsers Vaterlandes bekommen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutsche zu sehen. Das Ceremoniel erforderte, ihm einen Hofmeister mitzugeben; unser Vormund wählte ihm selbst: man kann also wohl glauben, daß der Hofmeister nicht vernünftiger war, als sein Untergebner, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissender, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereiset war. Nunmehr war das sein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und sobald diese Spöttereyen erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte, und erzählte aus Ehrgeitz vielleicht mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was sollte dieser nunmehr thun? Seine Tochter sollte unglücklich werden, damit er, als Vater ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel diesem jungen Bösewichte.

wichte. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht sie zu heyrathen; er wollte sie nur als ein Cavalier, der zu leben weiß, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war, er wollte sie also heyrathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher diesem Vorschlag mit Freuden annahm, und seine Tochter auf die grausamste Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun war die Vormundschafts-Rechnung richtig; seine unschuldige Tochter aber ganz verlohren. Sie lebte nur wenige Jahre mit diesem Unmenschen, der alle Tage verabscheuungswürdiger und durch seine pöbelhaften Ausschweifungen so ungesund ward, daß er diese Elende in eine Krankheit stürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freuete sich über das Ende seines Ehestandes; der grausame Vater tröstete sich über den Tod seiner Tochter, und war noch unverschämt genug, zu glauben, der Himmel habe diese Ehe gestiftet, um seiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund von der Festung zu retten.

William van B** aus Saerдам, dachte wie ein alter Holländer, und faselte als ein junger Franzose. Er fand in Spaa Nanine, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches

des diese große Welt ziemlich genossen hatte, und sehr zufrieden war, daß man den Selbstmord der Lucretia entschuldigte. Van B** sprach sie zum erstenmale auf einem Balle in einer ansehnlichen Gesellschaft. Ihre Mienen waren nicht zurückschreckend, und dieses machte ihm Muth ihr einige galante Zweydeutigkeiten öffentlich zu sagen. Vielleicht hätte Nanine diese lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle: doch weil des van B** Person nicht eben so gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit übersah; so glaubte sie, ihrem guten Namen so viel schuldig zu seyn, daß sie ihren Unwillen darüber äusserte. Er hatte auf Reisen weiter nichts gelernt, als unverschämt zu seyn: er wiederholte also mit lauter Stimme einen Boots; Wis, und bekam dafür von Naninen ein Paar derbe Ohrfeigen. Van B** war bestürzt, er sahe es ein, daß er unrecht gethan hatte, und weil sein Herz nicht sowohl boshaft als dummkühn war, so machte ihm dieser Vorfall ernsthafter, als er seit seiner Rückkunft von Paris gewesen war. Er hielt diese Ohrfeigen für einen göttlichen Wink sie zu heyrathen, denn er schloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuschheit, von ihrer Keuschheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von diesen auf das seltene Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genießen haben würde. Er war

sehr eifersüchtig, und bey Maninen hoffte er, nicht Ursache zu haben eifersüchtig zu seyn. War etwas natürlicher, als seine Hoffnung, Manine, welche als Mädchen eine zärtliche Zwendeutigkeit mit ein Paar so männlichen Ohrseigen bestrafte, werde, sobald sie seine Frau seyn würde, diejenigen mit Füßen treten, die die Berwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So schloß der unersahrene Mensch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, schaffte ihm eine nähere Bekanntschaft. Er versicherte sie seiner Hochachtung, seiner Liebe, seiner guten Absicht; und Manine, welche sich schon lange einen so reichen, und so dummen Mann gewünscht hatte, ließ sich nach einigen unumgänglich nothwendigen Weigerungen so weit bringen, daß sie ihm die Hand gab. Er heyrathete sie, ehe er von Spaa abreiste. Er führte sie in sein Vaterland, und rühmte sich seiner erhaltenen Ohrseige mehr, als mancher junge Officier seiner Wunden, die er, Gott weiß, wo? erhalten hat. Die ganze Gegend war begierig diese junge Spröbde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche diese Sprödigkeit verwegen machte; und wider Vermuthen fanden sie diese Amazone so zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau und hielt also nicht für nöthig der Welt weiter schrecklich zu seyn, da ihr Glück nun gemacht war. Ihr Mann wußte es selbst, und
 war

war ganz trostlos. Er hätte sich die wahr-
sagende Ohrfeige gern noch einmahl vom Himmel
ausgebeten, wenn dieses ein Mittel gewesen wä-
re, von seiner Frau wieder loß zu kommen; denn
nun merkte er, daß er diesen Wink des Himmels
falsch verstanden habe. Da dies aber nicht mög-
lich war, so faßte er einen andern Entschluß:
Er floh im ersten Jahre seines Ehestandes von
seiner ungetreuen Tyrannin und ging nach Sus-
rinam, wo er sich viele Jahre lang aufhielt, bis
er erfuhr, daß sie gestorben war und ihm, unge-
achtet seiner Abwesenheit, eine zahlreiche Fami-
lie hinterlassen hatte.

Langi, als meine Freundin
Jel. 1. 6. 38. 21.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt
 oft selbst hinein.

D'Alincourt, ein Edelmann aus Marsellie, der seiner schönen Eigenschaften und seines Vermögens wegen, in großem Ansehen war, hörte, wie er eines Abends durch eine abgelegene Straße der Stadt gieng, eine sehr klägliche Frauenzimmerstimme. Neugierig näherte er sich und hörte folgende Worte: Wenn sich auch gleich ihr und mein Alter zusammen schickte, wenn ich auch keinen so großen Abscheu gegen ihre mir angetragene Heyrath hätte, so könnte ich sie doch nicht lieben, da sie mir so übel begegnen. Ich bin bis ins zehnte Jahr im Kloster erzogen worden. Das erstemal da ich sie sah, meldeten sie mir den Tod meines Vaters; meine Mutter war zugegen; und als diese mich aus mütterlicher Zärtlichkeit zu sich nehmen wollte, so wiederriethen sie ihr solches. Ja, da
 sie

sie ihren Vorstellungen nachgeben mußte, so besuchte sie mich oft, und ich hatte sie allmählich durch Zärtlichkeit dahin für mich zu gewinnen gewußt, daß sie mir einen Tag bestimmte, an welchem sie mich aus dem Kloster wegnehmen wollte. Doch sie erinnern sich gewiß dieses schrecklichen Tages, es war derselbe, an welchem sie statt ihrer im Kloster erschienen, um mir ihren Tod bekannt zu machen und mir anzuzeigen, daß ich jetzt von ihnen allein abhänge, da sie mein Vormund wären. Da ich sie also nie anders, als einen Mann, der mir eine Trauerpost nach der andern überbrachte, kannte, so bekam ich schon damals, als Kind, einen solchen Abscheu gegen sie, daß ich sie nicht kommen sehen mochte. Ihre hierauf fortgesetzte grausame Begegnungen haben diese Eindrücke gewiß nicht vermindern können. Sie rissen mich aus dem Kloster, führten mich in ihr Haus, damit ich hier eine ewige Gefangene seyn sollte. Da sie Herr über mein ganzes Vermögen waren, so wollten sie es auch über meine Person seyn; so haben sie mich in 8 Jahren bloß aus diesem Zimmer das Tageslicht sehen lassen, und jetzt verlangen sie, daß ich aus Dankbarkeit dafür, sie lieben und heyrathen soll. Nie, nie machen sie sich Hoffnung hierzu, meine Einwilligung zu erhalten. Ich verabscheue sie und will mir eher das Leben nehmen, als ihre Frau werden. Bey diesen

sen Worten begab sie sich in ein andres Zimmer, das, wie es Alincourt vorkam, sie hinter sich verschloß. Jetzt hörte er einen Mann von seinem Stuhl aufstehen, welcher sagte: Herrschsüchtige Florinde, ich will dir wohl lehren, daß dir nicht erlaubt sey, mit mir auf solche Art zu reden; und wenn du dich weigerst, mich zu lieben, so sollst du meine ganze Rache empfinden, und selbiger nicht entgehen. Hierauf hörte Alincourt nichts weiter, das Licht verschwand und er mußte weiter gehen, doch beschäftigte ihm dies gehörte Gespräch fast die ganze Nacht, und er entschloß sich, diesem Vorgange bis auf dem Grund nachzuspüren, und so er das Mädchen wirklich so unglücklich, als sie es geäußert habe, fände; sie nach seinem Vermögen aus ihrer traurigen Lage zu retten.

Seine erste Sorge war, am folgenden Tage sich nach dem Bewohner des Hauses, der Creon hieß, genauer zu erkundigen, und so es möglich wäre, sich in dem Hause desselben einen Eintritt zu verschaffen. Er wand sich deswegen an dem Nachbar desselben, von dem er wußte, daß selbiger nicht sein Freund war, da er wegen einer gemeinschaftlich zu bauenden Brandmauer mit ihm in gerichtlichen Streite lebte, welcher ihm gern von allem, so den Creon betraf, hinlängliche Nachricht ertheilte; von selbigem erfuhrt

er, daß Creon von Arles gebürtig wäre; daß er sich vor 12 Jahren in Marsellie niedergelassen, daß er sich dadurch das ganze Zutrauen eines Edelmannes, der Dämond hieße, so zu erwerben gewußt habe, daß er hernach die ganze Herrschaft im Hause, ja selbst über ihn erlangt habe, welche dahin gediehen, daß endlich der Herr, die Frau, und die Hausgenossen sich nicht unterstünden hätten, ohne seine Genehmigung etwas zu unternehmen; daß alsdenn Dämond bey seinem erfolgten Ableben selbigen zum Vormund seiner einzigen Tochter ernannt habe, welcher er ein großes Vermögen hinterlassen, und die in einem Kloster, einige Meilen von Marsellie, erzogen worden; daß hernach die Frau des verstorbenen Dämond, als Wittwe, mit Creon in einem Hause fortgelebt habe; daß selbige wenige Monathe nach seinem Tode so plötzlich gestorben sey, daß man fast ihr Begräbniß eher, als ihren Tod erfahren habe; daß hierauf Creon angefangen habe, sich prächtige Häuser und Gärten zu kaufen, ohne daß man wisse, wo er das Geld dazu herbekommen; daß er nicht im Nahmen seiner Unmündigen gekauft, ob man gleich wisse, daß selbige noch am Leben sey; doch wisse man nicht, ob selbige, wie Creon versichert, sich noch im Kloster befinde, oder ob er sie in seinem Hause verborgen halte; doch dieses wisse man, daß er ein Gebäude am Ende des Gartens habe, dessen

Wau:

Mauern in eine Hintergasse giengen, in welchem niemand als er und einige alte Frauens Kamen, denen die Aufsicht über eine darinn eingesperrte Person anvertrauet wäre. Man kann nicht mit Gewisheit sagen, daß diese das Fräulein Dürmond wäre, doch aus den Berichten des Gärtners, der auch bey mir, sagte der Nachbar, arbeitet, erhellet, daß sie schön seyn soll, und Creon ihrentwegen sehr eifersüchtig ist.

Natürlich war es, daß d'Alincourts Neugierde hiedurch noch mehr erregt und sein Wunsch diese Verlassene zu retten, vergrößert wurde, er bat daher dem Mero, so hieß der Nachbar, ihm behülfflich zu seyn durch Vermittelung des Gärtners in Creons Hause zu kommen. Anfänglich schyen dieses dem Mero sehr schwer, doch da Nachgier und Habsucht d'Alincourt zu Hülfe eilten, so war der Gärtner durch Meros Ueberredung und 12 Louisd'or gewonnen, und er machte selbst den Vorschlag, daß d'Alincourt sich in einen Gärtnerburschen verkleiden sollte, alsdenn sollte er an seiner Stelle bey Creon arbeiten, den er um diese Erlaubniß ersuchen wollte, indem er demselben sagen würde, daß er eine andere höchst nöthige Arbeit habe, ihn aber nicht gern versäumen wollte. Dieser Vorschlag gefiel und Alincourt verkleidete sich sogleich und verfügte sich noch denselben Abend zum Gärtner; dieser

dieser führte ihn des folgenden Tages in Creons Garten und ließ sich dadurch bey selbigen entschuldigen, daß er bey dem Oberpräsidenten 3 bis 4 Tage im Garten arbeiten müsse. Creon wußte, daß es unmöglich war, den Befehlen desselben ungehorsam zu seyn, und war daher zufrieden, daß er ihm wenigstens einen Gesellen an seiner Stelle gesandt habe. Alincourt, der sich sonst zu seinem Vergnügen mit der Gärtnerey beschäftigte, machte sich gleich an seine Arbeit, und da Creon ihn besuchte, war er mit der Arbeit zufrieden, und so eifersüchtig er war, ahndete er doch hier keinen Betrug, so gut wußte sich Alincourt zu benehmen. Doch so sehr Alincourt zufrieden war, bis dahin seine Absicht gut erreicht zu haben, so wenig sah er ein, wie er selbige ferner erreichen sollte. Alle Fenster des Gebäudes waren so sorgfältig vergittert, als in einem Kloster; die Thüren waren so verschlossen, als ob sie niehmals aufgemacht werden sollten, und die nach der Straße gehenden Mauern waren von einer großen Höhe. Doch diese Schwierigkeiten, so groß sie auch waren, hinderten ihn nicht, sein Unternehmen fortzusetzen, vielmehr nahm er sich vor, jede auch die kleinste Gelegenheit, die sich ihm darbot, etwas mehr zu erfahren, zu nützen. Er gab auf jedes, was sich in dem Hause zutragen würde, genau acht, und arbeitete deswegen beständig so nahe als möglich an dem Hause.

Er sah um die Mittagsstunde eine ziemlich alte Frau aus dem Hause kommen, die durch eben dem Gange, in welchen er arbeitete, ging und ihn sehr genau betrachtete; er traute sich nicht, sie anzureden, sondern grüßte dieselbe nur freundlich; sie dankte ihm und gieng weiter. D'Allincourt gieng nun gar nicht von der Stelle, sondern beschloß ihre Zurückkunft abzuwarten, die auch bald erfolgte, da sie mit Speisen aus dem Hauptgebäude kam, um selbige ins Gartenhaus zu tragen. So wie sie näher zu ihm kam, sah sie sich sehr genau nach allen Seiten um, ob sie auch von jemanden beobachtet würde, da dieses nicht war, näherte sie sich ihm und sprach: Ihr seyd gewiß erst heute hieher gekommen, denn ich kenne euch nicht. Er antwortete auf eine häusliche Art, ja; allein ich bin sehr bereit ihnen, wofern ich ihnen nützlich seyn kann, zu dienen. Ich danke euch, dem Anscheine nach, antwortete sie, seyd ihr von freundlicherer Gemüthsart, als unser Gärtner, der niemals mit sich reden lassen will, doch muß ich auch gestehen, daß er sich für unsern Herrn fürchtet, von welchem man viel ausstehen muß. Dieser hat mich zur Aufseherin über ein junges Frauenzimmer, die er zu seiner Frau machen will, gesetzt, er hält sie in diesem Gebäude eingesperrt, und ich bin daher so gut, wie sie, eine Gefangne; ich bin dieses Lebens äusserst überdrüssig und werde, wofern Creont

Florinden nicht bald heyrathet, um meinen Abschied anhalten.

Allincourt versicherte ihr hierauf, daß er mit Vergnügen alles dazu beitragen wolle, sie aus dieser ihr unangenehmen Lage zu reißen, wenn sie zuweilen zu ihm kommen, und sich fernherhin mit ihm unterreden wollte. Sie versicherte ihm hierauf, daß dieses äußerst schwer auszuführen wäre, da Creon sehr mißtrauisch sey, und auf alles, was vorginge, acht gebe. Sie hätten allein des Nachts, nachdem alles sehr genau zugeschlossen wäre, das Recht den Garten zu betreten, da sie dann bisweilen beyde, doch öfterer sie allein, denselben besuchten, denn ihre Untergebene möchte, theils aus Kummer, theils weil sie blos ein Gefängniß mit dem andern verwechselte, denselben gar nicht besuchen. Allincourt sagte hierauf, gleichsam als aus Neugierde, da Creon ihre Untergebene so sorgfältig bewacht, so muß sie auch wohl sehr schön seyn? Sie versicherte demselben, daß man nichts schöner, als sie, finden könne, doch wäre die Güte ihres Herzens noch schöner, sie würde auch dieses Haus schon lange verlassen haben, wenn sie nicht aus Mitleiden mit dieser Verlassenen angetrieben, der sie doch ihr Leiden etwas mindern könnte, alles Unangenehme ertrüge. Da er diese Person seit

sie möchte noch einige Zeit diese unangenehme Lage ertragen, vielleicht daß Creon seine Gesinnungen ändere, falls dieses aber nicht wäre, so sey er bereit zu jeder Zeit, auch in der Nacht, ihnen beyzustehen, denn es würde ihm leicht seyn, in der Nacht, wenn sie es verlangten, in den Garten zu kommen. Sie frag ihn hierauf nach seinem Namen, und er nannte sich Julian. Nun wohl, ich will mich und meine Gebieterin euch anvertrauen. Wenn ihr könnt, so kommt des Nachts an jenes Fenster, ruft Lucile, so werde ich gewiß, vielleicht auch meine Untergebene erscheinen, und wir wollen gemeinschaftlich untersuchen, wie wir unsere Lage verbessern können. Lebt wohl, und so eilte sie ihrem Gefängnisse zu. Wer kann bezweifeln, daß die Begierde, Florinden kennen zu lernen, durch diese Unterredung bey d'Alincourt nicht vermehrt seyn sollte? jetzt erst stand sein Entschluß recht fest, alles anzuwenden, um Florinde aus ihrem Gefängnisse zu befreien. Eiligst ging er nun zu der Gartenthüre, die nach der Hintergasse führte, nahm den in selbiger steckenden Schlüssel und druckte ihn in Wachs ab, verließ hierauf den Garten, zog seine gewöhnliche Kleider an, und ging zu seinem Schmidt, von welchem er sich einen solchen Schlüssel verfertigen ließ.

Lucile hatte kaum das Gartenhaus betreten, so fing sie auch schon an mit ihrer Untergebenen über die mit dem Gärtner gehaltenen Unterredung zu sprechen, und bemühte sich die Neugierde ihrer Untergebenen auf alle mögliche Weise zu erregen; vorzüglich beschrieb sie die männlich; schöne Bildung des Gärtners, der auf keine Weise die Gestalt, Miene, noch Ausdruck eines gemeinen Menschen habe, da viel angesehene Personen sich glücklich schätzen würden, die Hälfte seiner Schönheit zu besitzen, es sey ihr, sagte sie, unerklärbar, wie Creon einen so wohlgebildeten Mann zu seiner Gartenarbeit genommen habe. Sie wäre unfähig, diesen schönen Menschen genau zu beschreiben, und sie würde nicht eher ruhen, als bis sie ihr mit ihm persönlich bekannt gemacht hätte. Florinde antwortete, was es ihr helfen sollte, diesen Menschen zu sehen und zu sprechen, sie sehe hievon weiter keinen Vortheil, wohl aber den größten Schaden, sowohl für sich als für den Gärtner, denn es wäre sehr leicht möglich, daß der beständig spähende Creon diese Unterredung auskundschaftete, und dann wäre es ganz gewiß, daß er sich an den Gärtner rächte, und durch Wuth und Eifersucht angetrieben, ihre eigene Lage verschlimmerte. Wer kann es denn dem Creon berichten? antwortete Lucile; der Gärtner gewiß nicht, denn der hat keinen Vortheil, wohl aber Schaden da:

von, wenn er es ihm anzeigt, und wo meine Ahndung mich nicht täuscht, so ist dieser Vorfall gewiß zu unserm Glück. Es wäre thöricht, eine Gelegenheit, die sich uns darbeyt unsere traurige Lage zu verbessern, ohne Ursache ungenutzt zu lassen. Florinde hatte noch vieles über das Unschickliche, allein mit einer fremden Mannsperson des Nachts eine Zusammenkunft zu veranstalten, zu erinnern; mit einer Mannsperson, die sie gar nicht kannte, doch wußte Lucile alle diese Bedenklichkeiten leicht zu heben, und es fiel ihr dieses um so viel leichter, da die Beschreibung der Person des Gärtners auf Florindens Herz Eindruck gemacht hatte; da auch ihr Verstand sie noch dazu überzeugte, daß Creon sie ganz unverschuldeter Weise grausam behandelte.

Unter dieser Zeit war die Nacht herbegeeilt, und da Alincourt hinlänglich gewiß wußte, daß in Creons Hause alle sich zur Ruhe verfügten, ging er an die Hinterthüre, öfnete sie und gelangte ohne Verhinderung zu dem bezeichneten Fenster; sobald er Lucile rief, erschien sie sogleich. Sie erstaunte, wie er habe in dem Garten kommen, oder sich so verstecken können, daß Creon ihn nicht gesehen hätte, da er ihr aber den Nachschlüssel zeigte, so war es ihr sehr angenehm, daraus zu sehen, daß sie ihr Zutrauen einem Mann von Kopf und Ueberlegung gewidmet

met habe, und zog daraus den Schluß, daß er auch fernerhin fähig seyn werde, ihnen in ihrer Lage mit gutem Rathe behülflich zu seyn. Er versicherte ihr, daß er durch ihre Beschreibung der traurigen Lebensart die sie und ihre Gebietes rin fähren müßten, äusserst gerührt wäre, und versprach, daß wenn es ihr ernstest Vorsatz wäre, sich ihm anzuvertrauen, er ihre Lage noch ehe acht Tage verliefen, sehr verbessern wolle. Doch wäre dabey nöthig, daß sie ihm nicht verriethen, und er mit Florinden sprechen und von ihr selbst vernehmen müsse, ob sie mit dem Verfahren des Creons unzufrieden wäre; in diesem Fall nur wäre er im Stande zu ihrem Besten etwas zu unternehmen. Ich will alles thun, was ich kann, war Lucilens Antwort, und Florinden bitten, daß sie euch eures Wunsches gewähre. Sie ging sogleich zu Florinden und erzählte ihr, was der Gärtner Julian ihr versprochen, wenn Florinde ihm sprechen wollte. Bey Florinden, die Verstand besaß, erregte die durch Lucilens gehörte Unterredung des Gärtners, Muthmassungen, die es ihr zur Pflicht machten, denselben näher kennen zu lernen. Sie erlaubte also, daß der Gärtner zu ihr kommen könnte. Er kam, und ob er sie gleich im Nacht; Neglige antraf, so war sie doch so schön und reizend, daß er bald darüber seine Rolle, als Gärtner vergessen hätte, und seine Bewunderung in den Empfindungen

der Liebe ausbrechen lassen, und ihr dieselbe mündlich erklärt hätte. Da er aber überlegte, daß er hiedurch seinen Entzweck verfehlen könnte, so schwieg er, und behielt seine angenommene Rolle bey; er näherte sich ihr mit vieler Ehrerbietung; Florinde wurde aber eben so sehr von dem vortreflichen Aeussern dieses Mannes in Bewunderung versetzt, einige Zeit sah sie ihm ohne Verwandt an, endlich sagte sie mit vieler Freundschaft: Lucile hat mich versichert, daß ihr mir etwas zu sagen hätten, und daß ihr selbiger auch versprochen habt, den Creon dahin zu vermögen, daß er sein Betragen gegen mich ändern solle. So wunderbar mir dieses vorkömmt, so wahrscheinlich es mir scheint, daß ihr mir diesen Vorschlag im Einverständniß mit Creon macht, um meine Denkart genauer auszuforschen, so versichere ich euch, daß er dieser List nicht bedürfe, um zu erfahren, daß ich ihn hasse, und daß ich alles wagen werde, dieser Sclaverey zu entgehen, in welcher er mich seit 8 Jahren gefangen hält: Ihr mögt also von ihm abgeschickt seyn, oder aus andern Bewegungen: Gründen kommen, so habt ihr hier meine einzige unabänderliche Meynung.

Es wundert mich nicht, sie, gnädiges Fräulein, so sprechen zu hören, sing Alincourt zu reden an, da sie mich nicht kennen, jedoch
muß

muß ich es gestehen, daß ganz andere Bewegungsgründe mich zu diesem Unternehmen auffordern, als sie glauben, es sind diese: Eine vornehme Person allhier hat Gelegenheit gehabt, einen Theil ihres traurigen Schicksals zu erfahren, und ist bereit dasselbe zu enden, doch wollte sie vorher unterrichtet seyn, ob sie sich nach Veränderung ihrer Umstände sehnten, und ob ihre Lage wirklich die traurige wäre, wie man ihr solche geschildert hätte; um dieses nachzuforschen, gab sie mir die dringenden Aufträge; diese genau zu erfüllen, wollte ich allein meinen Augen und Ohren trauen, in dieser Absicht machte ich mit dem Gärtner des Creons genaue Bekanntschaft, und überredete denselben, daß er mir einige Tage seinen Platz abtreten müßte, in der Hoffnung, das Glück zu erhalten, so ich jetzt genieße, sie zu sprechen, und nun bitte ich sie, mir es zu sagen, ob es ihr Wunsch wäre, daß Creon ihnen ihre Freiheit geben müßte, ob sie demselben ihre Hand ohngezwungen geben wollten, oder nicht? und ob es ihnen lieber wäre, wenn eine andere anständige Person sich ihnen, als Liebhaber anbieten möchte? Florinde, die ihn die ganze Zeit mit vieler Aufmerksamkeit angehört hatte, sagte, da sie in seinen Ausdrücken viele Zärtlichkeit wahrgenommen, welche das, so er verhehlen wollte, verriethen: Dasjenige so ihr mich fragt, setzt mich, da ich darauf antwor-

ten soll, in große Verlegenheit. Meine Jugend, Einsamkeit und wenige Erfahrung, befehlen mir meine Erklärung, die ich euch geben soll, zurück zu halten, da es scheinen könnte, als ob ich mir nur aus diesem Gefängnisse Erlösung wünschte, um durch einen andern Gegenstand gefesselt zu werden. Das aber muß ich sagen: Mir wird bange wegen der Gefahr, in die ihr euch meiner wegen gesetzt habt; ich bitte euch deswegen, mich sobald als möglich, zu verlassen. Vorzüglich, da derjenige, der euch schickt, theil an meinem Schicksal nimmt, so muß er auch für meine Ehre Achtung haben; in welchem Lichte würden wir erscheinen, wenn Creon uns jetzt überraschte.

Geht lieber Julian, und versichert dem, der euch abgeschickt hat, meiner Hochachtung und Erkenntlichkeit.

Wie? gnädiges Fräulein, sagte Lucile, sie wollen ihm schon so zeitig gehen lassen? Florinde erwiderte hierauf, mit befehlender Miene, allerdings will ich ihm sogleich gehen lassen! deshalb sagte sie nochmals zu Julian ganz freundlich, gehet, ich glaube ihr versteht mich. Ich gehe, gnädiges Fräulein, und ich schmeichle mir, daß sie meines Gehorsams eingedenk seyn werden, dieses sagte er mit einem Blicke, der ihr mehr, als er sich durch Worte auszudrücken, erkühnte, sagte,

sagte, worauf er sie verließ und von Lucilen bis an die Gartenthür begleitet wurde.

Woll von der herrlichen Entdeckung eines Mädchens, deren Verstand und Schönheit ihm gleich stark fesselten, war sein einziger Gedanke, selbige dem Creon so geschwind als möglich zu entreißen, und sich mit selbiger zu verbinden. Er beschloß sogleich des folgenden Tages hiezu Anstalt zu machen. Florinde gieng es nicht besser, Mädgenaugen sehen gut und es war ihr leicht in seiner Verkleidung, doch den Liebhaber zu erkennen, der für sein eigen Wohl so geschäftig ist, dies war auch der Grund, warum sie diesen lebenswürdigen Gegenstand so geschwind von sich entfernte; Sie wollte ihm jetzt keiner Gefahr aussetzen, um ihm desto sicherer für sich thätig zu wissen.

Sobald es möglich war, stand d'Alincourt auf und verfügte sich zum Oberpräsidenten, der ihn ungemein liebte, und ließ selbigen um eine geheime Unterredung bitten. Clidamant, dies sey des Oberpräsidenten Namen, kam bald zu ihm und frug ihm nach der Ursache seines frühen Besuchs!

Nachdem d'Alincourt ihm seine Begehrtheit erzählt hat, auch seine Liebe zu Florinden

ent;

entdeckt hatte, bat er ihm, sich seines Ansehens zu gebrauchen, um sie aus Creons Händen zu retten. Der Oberpräsident versicherte ihm, daß es ihm eine Freude seyn sollte, ihn nützlich seyn zu können, er glaube aber, daß sie ihres Wunsches Erfüllung verfehlen würden, wenn sie zu eilig hierbey zu Werke gehen wollten, denn er kenne den Creon, und befürchte mit Recht, daß Gewalt ihm zur Flucht bewegen würde. Es wäre doch ausser Zweifel, daß er alles Vermögen seiner Unmündigen in Händen habe; verführe man also mit ihm zu streng, so könne man alles verlieren. Ich glaube daher, lieber d'Alincourt, wir fangen diese Sache besser an, wenn ich den Creon holen lasse, sehr freundlich, doch so mit ihm rede, daß er das, was ich von ihm fordere, gewiß erfüllen muß. Bringe ich ihm alsdenn dahin, daß er, wie dies meine Meinung ist, Florinden in Freiheit setzt, dann soll es mir auch hernach leicht seyn, sie für seine Arglist zu schützen.

Alincourt war mit diesem Entwurfe sehr zufrieden; Clidamant gab hierauf Befehl, den Creon zu ihm zu bitten, und ging mit d'Alincourt ins Audienz; Zimmer, wo er mit Creon öffentlich, in Gegenwart der daselbst Versammelten reden wollte. Creon erschrock über diesen Befehl zum Oberpräsidenten zu kommen, denn

wenn

wenn erschrickt das böse Gewissen nicht; doch da er diesem Befehl gehorchen mußte, so wapnete er sich, so gut er konnte, mit Frechheit, und folgte der Einladung so bald, als möglich. Wie er ins Audienz-Zimmer trat, kam Clidamant ihm ganz freundlich entgegen, und sagte: Lieber Creon, ich habe sie zu mir rufen lassen, um ihnen anzuzeigen, daß ich mich über sie zu beklagen Ursache habe: Sie haben seit 8 Jahren eine junge schöne Person bey sich verschlossen: Sie ist die Tochter des verstorbenen Dämond, der ihnen die Vormundschaft über selbige anvertraut hat; sie heißt Florinde, ich weiß, daß sie selbige lieben, und daß dieses die Ursach ist, warum sie selbige gefangen halten. Sie sehen hieraus, daß ich diese Sache genau weiß; aber mein lieber Creon glauben sie, daß dieses das rechte Mittel sey, sich Gegenliebe zu erwerben? Gewiß nicht. Bey unsern Jahren ist es nothwendig, wenn wir das Herz einer jungen Schönen rühren wollen, solches nicht durch Strenge, sondern durch Gefälligkeit, Nachsicht und vieler Gedult zu bewirken. Wir müssen ihnen alle mögliche Lustbarkeiten zu verschaffen suchen, und durch die Würksamkeit unsers Geldes dahin zu bringen bemüht seyn, daß sie unsere grauen Haare darüber vergessen, denn nur dadurch haben wir Hoffnung, unsern Entzweck zu erreichen. Ist ihnen mein Rath und Wunsch nicht gleichgültig, so er-

öffnen

öffnen sie Florinden alle Thüren, geben sie ihr noch heute die Freiheit, so bitte ich sie zu handeln, wosferne sie mich zum Freunde behalten wollen; handelu sie nicht also, so zwingen sie mich durch ihre zur Unzeit bezeigte Widersetzlichkeit, daß ich, um meinen Willen zu erhalten, andere Maasregeln ergreifen muß, die ihnen gewiß nicht angenehm seyn würden. Meine Frau soll Florinden selbst bald abholen, damit sie dem Valle, den ich heute gebe, beywohnen kann; sorgen sie dafür, daß sie selbige bey ihrer Ankunft ihrem Stande gemäß, angekleidet finde. Ohne ihm zur Antwort Zeit zu lassen, umarmete er ihm, und ging auf sein Zimmer. Creon der die Blicke aller Gegenwärtigen auf sich gerichtet sah, dem der Schrecken über einen solchen Befehl ganz ausser sich gesetzt hatte, entfernte sich eiligst, um in der Stille zu überlegen, wie er sich zu benehmen habe. Das war ihm mehr als deutlich, daß die Bitte des Oberpräsidenten für ihm Befehl war, dem er nicht zuwider handeln könnte, er beschloß also zu gehorchen, doch sich so zu benehmen, daß man seine wahre Absicht so leicht nicht ergründen könne.

Wie er diesen Entschluß gefaßt hatte, so machte er sich an die Ausführung desselben, er ging zu Florinden und trat mit einer lachenden Miene zu ihr, indem er mit aller ihm möglichen

chen

den Freundlichkeit sprach: Liebe Florinde, ich habe geglaubt, daß wenn du niemanden als mich sähest, dir es am leichtesten werden würde, dich mit mir zu verbinden, ich habe diese Bemühung acht Jahre lang fortgesetzt, und ausser, daß ich dir deine Freyheit entzog, alles was ich im Stands de war zu Gefallen gethan; allein jetzt bin ich hinlänglich überzeugt, daß dieses nicht die Art ist, durch der ich mir deine Liebe erwerben kann. Ich habe mich daher entschlossen, dieses jetzt auf eine andere Art zu versuchen; ich werde dir alle mögliche Freiheit gestatten, du kannst ganz nach deinem Wunsch und Willen leben, jede Lustbarkeit magst du nach deiner dir gefälligen Art genießen, kurz du kannst ganz unumschränkt über deine Handlungen gebieten, aber dafür erwarte ich auch von dir, daß du die Aufopferungen, die ich dir dadurch mache, erkennen, mich als deinen ersten Freund ansehen, und so es dir möglich, mir dein Herz und deine Hand schenken möchtest. Glaube daß du mich, der ich dich unaussprechlich liebe, nicht härter strafen kannst, als wenn du mich einem andern Liebhaber aufopferst, und daß alle meine dir bis dahin anscheinende Grausamkeit, blos aus Furcht, dich zu verlihren, entstanden ist. So feig suchte dieser Bösewicht sich aus dem für ihn gefährlichen Handel zu ziehen. Und da er nun durch Gewalt nichts mehr erhalten konnte, so sollte ihm Verstellung die Maske leihen,

um durch selbige seinem Entzwecke näher zu rücken.

Florinde, die es zwar leicht einsah, woher die schnelle Sinnesänderung des Creons käme, deren Seele aber jederzeit lieber großmüthigen Empfindungen, als der Rache sich öffnete, wurde durch seine Rede gerührt, und antwortete ihm: Ihr hartes Verfahren gegen mich, hat mich allein gegen sie aufgebracht; lassen sie dieses, so werde ich auch aufhören, sie zu hassen. Doch kann und werde ich es nie versprechen, meine Gedanken so zu ändern, daß ich sie zärtlich lieben, oder schon gar meine Hand ihnen jetzt mit Gewißheit versprechen sollte. Die Zeit und ihr künftiges Betragen, muß hier entscheiden; Sie wissen es selbst, daß man über sein Herz nicht befehlen kann. Das aber kann ich ihnen schon jetzt mit Wahrheit versichern, daß ich gegen die Veränderung, die sie jetzt mit meinem Schicksale vornehmen wollen, nicht undankbar seyn werde, sondern daß ich sie dafür als einen Vater ansehen will, der mir jederzeit theuer bleiben soll.

Creon schienen diese Aeufferungen zu vergnügen, und nun eröffnete er ihr, daß die Frau Oberpräsidentin die erste seyn wollte, die sie in Gesellschaft führte, selbige würde sie auch noch heute

Heute zum Abendessen und zum Ball abholen. Damit sie mehr ihrem Stande gemäß auftreten könnte, so würde er ihr alles das, was zu einem anständigen Anzuge gehöre, übersenden; zugleich überreichte er ihr Juwelen und Perlen, die ihre verstorbene Mutter ihr hinterlassen habe. Er entfernte sich, sandte aber nach kurzer Zeit zu ihrem Anzuge alles was zu demselben, um zu glänzen, gehöret. Wie es Mittagszeit war, kam er wieder, und holte sie ins Vorderhaus, welches er ihr nun zu ihrem Gebrauche völlig abtrat, und dasjenige Gartenhaus, welches sie so lange bewohnt hatte, für sich bezog. Nach dem Essen wurde gleich zum Anputzen geschritten, und damit so lange verweilt, bis die Frau Oberpräsidentin, um sie abzuholen, erschien. Florinde empfing selbige mit so edlem Anstande, Lebhaftigkeit und Artigkeit, daß die Oberpräsidentin darüber ganz entzückt wurde, und eine zärtliche Zuneigung gegen selbige faßte, sie umarmte und ihr versicherte, daß sie bey ihr Mutterstelle vertreten wollte. Hierauf ließ sie Florinden und Lucilen in ihrem Wagen steigen und nahm sie mit sich nach Hause. Schon im Fahren erkundigte sich Florinde, wem sie die Ehre, die ihr jetzt widerfuhr, zu danken hätte; sie erhielt aber die wahrscheinlich nicht gewünschte Antwort: sie selbst habe durch gewisse Wege ihren kläglichen Zustand erfahren, und sie habe ihren Gemahl

bewogen, sich ihrer anzunehmen; dieser habe deswegen mit Creon selbst gesprochen, und ihm versichert, daß falls er seine Aufführung gegen sie nicht ändern würde, er ihm auf solche Art dazu zwingen könnte, daß er, nicht gehorcht zu haben, bereuen sollte. Der Oberpräsident empfing sie, wie sie sein Haus betrat, als seine Tochter, und Florinde stattete beyden für ihre Gütigkeit den gerührtesten Dank ab; und durch ihr Betragen wußte sie sich der versammelten Gesellschaft so sehr zu empfehlen, daß alle sich Glück wünschten, sie in ihren Zirkeln erhalten zu haben. Doch so sehr ihr die Güte und Zuneigung angenehm war, so wenig war sie recht vergnügt, denn sie wollte es sich nicht selbst gestehen, daß ihr der Gärtner Julian, den sie sich gewiß in seiner wahren Gestalt hier zu finden, geschmeichelt hatte, fehle. Doch die Frau Oberpräsidentin bemerkte ihre Unruhe, denn die Weiber sind in solchen Fällen sehr scharfsichtig, umarmte sie und versprach ihr: Sie beym Balle mit solchen Personen bekannt zu machen, die ihr auch das noch vergessend machen sollten, was ihr amoch von ihrer langen Gefangenschaft her, unangenehm sey. Wie sie im Tanz; Saale erschienen, so überredete die Oberpräsidentin Florinde, daß sie sich ihr zur Seite setzte, um sie, wie sie sagte, mit die gegenwärtige Personen bekannter zu machen, da aber bald darauf viele Masken erschienen, so mußte

mußte man sich, ohne die Personen zu kennen,
 an ihrem Anzuge vors erste vergnügen. Florin-
 de, die beständig den Julian sehen wollte, gab
 mehr auf ihren Körperbau, als auf ihren Anzug
 acht, endlich entdeckte sie eine Masque, die ihr
 Hoffnung machte, den Langerwarteten bald nä-
 her zu sprechen. Ihr Herz betrog sich nicht;
 d'Alincourt, als Bauer verkleidet, erschien, und
 zwar so artig und geschickt, daß man auch in der
 Bauerkleidung den Mann von Geburt und Les-
 bensart erkannte. Er verneigte sich zuerst gegen
 die Oberpräsidentin, wand sich aber sogleich zu
 Florinden, die ihm nicht zu bemerken sich stellte,
 mit der Frage: Ob sie dann des armen Julians
 so ganz vergessen hätte, daß sie ihm jetzt auch kei-
 nes Anblicks würdigte. Florinde erschrock über
 diese Anrede so sehr, daß ob sie ihn gleich jedem
 Augenblick zu sprechen gewünscht hatte, sie doch
 jetzt ihm etwas zu antworten unfähig war, je-
 doch die Oberpräsidentin mischte sich sogleich ins
 Gespräch, und frug Florinden: Wie liebe Flo-
 rinde, also kennen sie den Julian? Meine Gna-
 digste, sagte Florinde, sehen mich ganz erstaunt
 und ich werde unfähig seyn, auf ihre Frage zu
 antworten, woserne sie nicht selbst die Gnade ha-
 ben, mir dieses Räthsel zu erklären! Nichts, lies-
 be Florinde, ist mir leichter, als dieses, antwors-
 tete d'Alincourt, indem er seine Larve vom Ges-
 sicht nahm, so bald sie mir erlauben, es ihnen zu

gestehen, daß die heftigste Liebe, so ich gegen sie hege, mich diese List erlaubet hat, so werden sie sehr leicht dasjenige, was sie zu wissen begehren, selbst einsehen. Ja meine theuerste Florinde, fuhr die Oberpräsidentin zu reden fort, sie sehen jetzt denjenigen vor sich, der am würdigsten ist auf ihre Liebe Anspruch zu machen, denn er ist es, der in der Verkleidung des Gärtner: Burschen ihre traurige Lage auszuforschen wußte, er ist es, der sie meinem Manne empfahl und ihm allein haben sie ihre jetzige Freiheit und Zufriedenheit zu verdanken. D'Alincourt erzählte ihr hierauf alles dasjenige, was ihr anging, und wir zur Gnüge wissen.

Florinde sah mit Freuden ihren geheimsten Wunsch ganz erfüllt, dankte d'Alincourt und versicherte ihm ihrer unumschränkten Hochachtung und Freundschaft; und wie klein der Uebergang von Freundschaft zur Liebe zwischen zweien Personen, die beyde eine nähere Verbindung wünschen, sey, weiß schon ein Mädchen von 16 Jahren. Ich habe es wohl vermuthet, sagte sie, daß Julian derjenige nicht war, den er vorstellen wollte, und ich bin ihnen viel zu viel Verbindlichkeit schuldig, als daß ich ihnen verhehlen sollte, daß ich untröstlich seyn würde, wenn ich mich geirret hätte. Er dankte ihr für diesen Beweis ihrer Güte, und da der Ball blos zur

Ents

Entwicklung dieser Sache angestellt war, so verließ die Oberpräsidentin mit den beyden Liebenden und Lucile bald darauf den Tanzsaal. Als Clidamant auch zu ihnen kam, dankten ihm beyde, daß er sich ihrer so väterlich angenommen und ersuchten ihn, auch fernerhin so für ihnen zu sorgen, daß Creon in ihre Heyrath willigen müsse. Doch bat Florinde, so es möglich, hiey bey den gelindesten Weg einzuschlagen, indem sie nicht gern dem Manne traurige Stunden machen wollte, der, obgleich er sie sehr beleidiget hätte, doch bis dahin Vaterstelle bey ihr vertreten habe. Man nahm also die Abrede, daß man, wenn Creon gutwillig die Heyrath zugeben sollte, ganz gelinde mit ihm verfahren wollte. Nachdem sich d'Alincourt seinem Stande gemäß umgezogen hatte, begleitete die Oberpräsidentin und er Florinden nach Hause. Sehulichst erwartete sie Creon; er empfing sie sehr freundlich, und ob er gleich lieber gegen sie gewüthet hätte, so ließ er doch seine Verzweiflung nicht merken, vielmehr dankte er der Oberpräsidentin für die vielen Beweise ihrer Gewogenheit gegen seine Unmündige. Florinde fand ihre neuen Zimmer so ganz in Ordnung, daß sie selbige sogleich beziehen konnte, und zu ihrer Bedienung noch zwey neue Kammerfrauen und einige Bediente. Den Tag darauf ließ sich die Frau Oberpräsidentin nebst verschiedenen vprnehmen Dames bey ihr zum

sich melden. Mit Vergnügen erwartete sie Florinde, doch bat sie den Creon, daß er die Gäste in ihrem Zimmer empfangen möchte. Dieser war hiezu ganz bereitwillig, denn nachdem er sich entschlossen hatte, sie alle durch Verstellung zu hintergehen, so empfing er jeden Kommenden selbst d'Alincourt mit der größten Freundlichkeit, hatte auch die Ausnahme derselben so anständig besorgt, daß selbige Florinden und ihrem Vermögen Ehre machte, und war selbst bey der Gesellschaft äusserst vergnügt.

Nach einigen verflossnen Tagen, die dem Vergnügen eben so, wie die ersten, gewidmet waren, ersuchte d'Alincourt den Oberpräsidenten, daß er für ihm bey dem Creon um Florindens Besitz anhalten möchte. Elidamant hierzu bereitwillig, fuhr zum Herrn Creon und versicherte selbigen, wie er aus seinem bisherigen Betragen, mit welchem er ganz zufrieden wäre, sehe, daß bey demselben seine Freundschaft einigen Werth habe; um hievon aber ganz sich zu überzeugen, sey es nothwendig, auch seine letzte Bitte, Florinden glücklich zu verheyrathen, zu erfüllen, vorzüglich da sich jetzt eine äusserst vortheilhafte Gelegenheit dazu darböte. Diese Parthie sey um so angenehmer, da er, falls er selbst dazu sich bereit finden lassen wollte, der Einwilligung seiner Unmündigen versichert seyn könne. D'Alincourt, ein
schö:

schöner Mann, dessen Geschlecht und Vermögen, ihm auf Florindens Hand gerechte Ansprüche erlauben, ist es, den ich derselben zum Bräutigam empfehle, und ich wage dieses mit desto größerer Zuversicht, da selbiger mein Freund ist. Creon der diesen Antrag schon vermuthet, der seinen Plan sich schon entworfen hatte, antwortete auch seiner angenommenen Rolle gemäß: daß er sich selbst verachten würde, wenn er nicht eine so ansehnliche Heyrath zu befördern, alles was in seinem Vermögen wäre, beitragen sollte. Er müsse es zwar gestehen, daß er Florinden äusserst geliebt habe, daß er gewünscht hätte, daß ihre Wahl auf ihm gefallen wäre, doch müsse er jetzt gestehen, daß ihr gegen ihn beständig geäußerteter Unwille, ihm endlich die Augen geöffnet habe, und er erkenne es jetzt selbst, daß sein und ihr Alter viel zu ungleich wäre, als daß er mit Recht von ihr Liebe erwarten könne. D'Alincourts Bewerbung um Florinden schätze er für eine besondere Ehre, und er bewillige ihm mit Vergnügen Florinden. Doch sey es auch seine Schuldigkeit, denselben nicht zu hintergehen, er müsse also sagen, daß Florinde nicht reich sey, denn der Herr Dümond ihr Vater, habe sein Vermögen durch unnüthige Reisen und andere Verschwendungen durchgebracht. Das wisse jedermann, daß seine Frau ihm Schönheit und Adel, aber kein Vermögen zugebracht habe. Daß er aber

in Marsellie ein so großes Haus machen konnte, davon war theils meine gute ökonomische Einrichtung, theils mein Vermögen, so ich aus Liebe zu ihm, mit dem seinigen vereinigte, Ursache. Jedoch hievon will ich schweigen, eben so wie von dem, was ich seiner Frau und Tochter zum Besten gethan habe.

Jedoch Clidamant war zu vernünftig, als daß er nicht leicht eingesehen hätte, daß der Entzweck dieser ganzen Rede nichts weiter sey, als sich Florindens Vermögen zuzueignen, und d'Alincourt von seinem Vorsatze Florinden zu heyrathen, abzuhalten. Er antwortete ihm daher auch ganz kalt, daß man dagegen nichts einwenden könne, wenn er sein Vorgeben beweisen würde. Der Reichthum wäre es nicht, der d'Alincourt die Hand Florindens wünschenswerth mache, und er ließe ihm 2 Monathe zu Ablegung seiner Rechnung Zeit, jedoch würde er zwey rechtschaffne Männer ernennen, welche nebst ihm selbige untersuchen sollten.

So sehr Creon hierüber entrüstet war, so besaß er doch Verstellungskunst genug, sich solches nicht anmerken zu lassen, er bezeigte sich ganz freundlich, versicherte, daß diese Untersuchung ihm sehr angenehm seyn würde, daß selbige schon lange sein Wunsch gewesen wäre, und

was

was d'Alincourt betrafte, so würde er es sich zur Ehre rechnen, Florinden denselben persönlich zu zuführen. Elidamant erzählte dem d'Alincourt, bey seiner Rückkehr, wie Creon sich benommen hatte, beyde stimmten darin überein, daß sie sich einbildeten, Creon bezeuge sich so willfährig, daß mit man bey Abnehmung der Rechnung nicht zu scharf mit ihm verfahren möchte, womit d'Alincourt sehr zufrieden war.

Neusserst vergnügt ging er also zum Creon, dieser empfing ihn sehr freundlich, umarmte ihn, nannte ihn seinen Sohn und führte ihn in Florindens Zimmer, hier wünscht er ihnen zu ihrem Vornehmen Glück, und war unerschöpflich um d'Alincourts Verdienste zu erheben. Nun lebten beyde Verlobte viele Tage, in welchen sie zu ihrem Beylager Anstalt machten, äusserst vergnügt. Auch Creon durchlebte selbige, aber nur in der Absicht, ein höchst abscheuliches Unternehmen zu vollführen, von dem er sicher war, daß selbiges das Beylager durchaus verhindern mußte.

Der Untergang des d'Alincourt sollte alle jene Hindernisse heben, welche bis dahin seiner Liebe sich entgegengestellt hatten, und hierzu gebrauchte er sich eines Mittels, das er schon einmal für sich nutzbar gefunden hatte. Er wußte,

daß sich zuweilen in Marsellie Corsaren, als verkleidete Kaufleute befanden, er wußte, daß sie ihre Raubschiffe weit in See ließen und mit ordinären Schaluppen ans Land kamen. Ein Bube findet leicht den andern; Creon war es also leicht mit dem Seeräuber bekannt zu werden, und mit selbigem einen Plan zum Untergange des d'Alincourt zu bereden. Um selbigen also dem Seeräuber zuzuführen, machte er beyden Verlobten den Vorschlag, daß er nach dortiger Gewohnheit des Landes, sie bey dem schönen Frühlingewetter auf einer Gondel in der See traktiren wollte. Beyde Verliebte, welche bey seinem biedern Betragen gegen sie, nichts böses ahnden konnten, nahmen diesen Vorschlag mit Vergnügen an. Beyde wünschten zwar, daß noch mehrere Personen von der Parthie seyn möchten, doch Creon wußte unter dem Schein mehr zu genießender Freyheit und Vergnügens, diesen Vorschlag zu vereiteln. Creon miethete also eine Schaluppe, und bestieg selbige mit d'Alincourt, Florinden und Lucilen, nachdem er vorher alles, was zur prächtigsten Aufnahme gehört in selbige hatte bringen und zur Schau hinstellen lassen. Sie schifften lange in der Gegend des Landes, endlich aber, da der Himmel sehr heiter und die See ganz ruhig war, so machte Creon den Vorschlag, mehr in See zu stechen, um, wie er sagte, Florinden ganz den majestätischen Anblick der See

genüßen zu lassen. Doch kaum war es geschehen, als auch schon eine andere, mit bewaffneten Leuten besetzte Schaluppe selbige anfiel. d'Alincourt bey diesem Vorfall ganz auffer sich, setzte sich zwar zur Gegenwehr, doch nur zu leicht ward er übermännnet, entwaftet und gefesselt. Sobald Creon seinen Entzweck erfüllt sah, machte er sich fertig nebst Florinden wieder nach Marsellie zurück zu fahren, wie er dieses mit der Corsen-Hauptmann verabredet hatte, doch selbiger hatte les anders beschlossen, er ließ auch Creon greifen und ihn in Fesseln legen, und sie nebst Florinden und Lucile, so geschwinde als möglich nach seinem Raubschiffe bringen.

Ihre Verzweiflung bey diesem Vorfalle ahndet jedes fühlende Herz, doch waren d'Alincourt und Florinde am ersten gefaßt und selbst fähig, Creon zu trösten. Doch dieser war alles Trostes unfähig, da jede Leidenschaft in ihn zugleich wüthete; er hatte sich selbst unglücklich gemacht, hatte einen noch größern Betrüger, als er selbst war, gefunden, war in die Grube, die er einen andern gegraben, selbst gestürzt. Jetzt näherte sich die Schaluppe dem Schiffe selbst, der Hauptmann war eben der, mit welchem Creon diesen boshaften Plan verabredet hatte, selbiger empfing sie, auffer dem Creon, höchst freundlich, und nachdem er den d'Alincourt etwas ge-

nauer betrachtet hatte, sagte er zu ihm: Christ, betrübe dich nicht, dein Schicksal ist nicht so grausam als du glaubst; der Alte hat dich an mich verkauft, und ich habe seine Verrätheren an ihm selbst gerochen. Dein Stand, dein Vermögen, und die Ursache des Hasses dieses Alten gegen dich, sind mir bekannt; ich habe mich in Marseille darnach erkundigt. Ich gehe nach Tunis, und will dich nebst deiner Liebsten und dieser andern Frau in den Pallast des Admirals bringen, welcher dir Zeit geben wird, deinen Freunden Nachricht zu ertheilen, daß sie dir das Lösegeld überschieken, so er für euch drey fordern wird. Auch den Alten soll es dir erlaubt seyn, frey zu kaufen, willst du aber meinen Rath annehmen, so laß es bleiben.

Daß die abscheuliche Verstellung und Bosheit des Creon, den Verlobten äusserst kränker mußte, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; aber dabey war es ihnen doch angenehm, den Schiffscapitain zu ihrer Loskaufung so bereitwillig zu finden, sie dankten ihm, und versprachen die alsdann zu verlangende Summe gern zu bezahlen, nur das einzige bedungen sie sich, daß er sein ihnen gegebenes Wort hielte, sie an niemand andern verkaufte, und sie nicht trennen sollte.

Ich will dir mein Wort geben, erwiderte der Seeräuber, ich habe gewußt, daß Creon das Vermögen dieser Christin in Händen hat, und daß du sie in einigen Tagen hast heyrathen wölstest. Dieses brachte mich auf die Gedanken, daß der getroffene Handel dieses Alten mit mir das hin abzweckte, deine Hofnung zu zernichten. Nachdem er dies gesagt hatte, ließ er den d'Alincourt die Fesseln abnehmen, gab ihm auch die Freyheit mit Florinden zu reden, und sie zu trösten. Creon aber ließ er mit schweren Fesseln belasten, und ihn in den Schiffsterker werfen.

In Marsellie war man während der Zeit ihrentwegen in der größten Unruhe. Clidamant und seine Gemahlin, die sie den ganzen Tag nicht gesehen hatten, sandten nach ihrem Hause und erfuhren daselbst, daß sie mit Creon auf dem Meere eine Lustfahrt unternommen, von der sie aber nicht zurückgekommen wären. Da man in den folgenden Tagen von ihnen nichts erfuhr, so war die Unruhe allgemein. Der Oberpräsident ließ in Creons Hause eine Wache legen und alles versiegeln, und er selbst übernahm die Aufsicht über d'Alincourts Sachen. Zugleich ließ er an alle französische Consuls auf den Afrikanischen Küsten schreiben, und schickte ihnen die Bildnisse des d'Alincourt und der Florinde, damit sie sich erkundig

erkundigten, ob sie vielleicht in die Sklaverey gerathen wären, nebst der Vollmacht zu ihrem Lösegeld, alles, was verlangt würde, zu geben.

Während dieses in Marsellie geschah, war das Raubschiff in Tunis angelangt, der Hauptmann stellte dem Admiral seine Gefangne vor; erzählte ihm ihr Unglück, und bat um Erlaubniß, ihnen sein gegebenes Wort halten zu dürfen. Der Türk, dem d'Alincourt bey dem ersten Anblick gefiel, sagte ihm, daß er ganz getrost seyn, und bis zur Anlangung seines Lösegelds, seinen Palast zum Gefängnisse haben sollte; was Florinden und Lucile beträfe, so sollten beyde in seiner Frauenzimmer: Wohnung ihren Aufenthalt bekommen, wo selbigen eben so, wie seinen Frauen, aufgewartet werden sollte; zugleich wolle er ihul die Freiheit ertheilen, jede Woche, jedoch mit zwey Verschnittenen und zwey Sklavinnen, sie einmal zu besuchen.

Den folgenden Tag überreichte d'Alincourt dem Admiral einen Brief an den Oberpräsidenten, welchen der Türk mit dem ersten nach Frankreich abzusegelnden Schiffe zu bestellen versprach. Jedoch es verging mehr als ein Monath, ehe ein Schiff dahin absegelte. So oft d'Alincourt Florinden sprach, so oft geschah es bey veränderten Zeugen ihrer Unterredung. Als diese Zusamment

fammentkunst einmahl im Garten des Pallastes
 angestellt wurde, bemerkte Florinde, daß eine
 dieser Sklavinnen sie ununterbrochen ansah; sie
 machte den d'Alincourt hierauf aufmerksam, und
 dieser, der in ihrer Gesichtsbildung viel edles
 und schönes fand, sagte zu ihr: der Sklavenstand
 macht uns alle gleich und das Vergnügen sich ge-
 gen einander zu offenbaren, lindert oftmals un-
 ser Uebel. Die Sklavin versicherte ihm, daß
 das ihrige von der Art sey, daß selbiges keiner
 Linderung fähig sey. Dieses meinte d'Alincourt
 wäre sehr traurig, jedoch versicherte er ihr, daß
 es ihm angenehm seyn würde, wenn er ihr an-
 genehme Dienste zu erzeugen im Stande seyn
 könnte, vorzüglich da ihm ihre Sprache zu über-
 zeugen schien, daß sie mit ihnen aus einer Pro-
 vinz herstamme; vielleicht wäre es möglich, wo-
 ferne solches auch ihr Wunsch wäre, daß sie sie
 wieder in ihr Vaterland zurückbringen könnten,
 jedoch wäre hiezu nöthig, daß sie die Güte hät-
 te, ihnen ihre Unglücksfälle und die Art ihrer
 Gefangenschaft aufrichtig zu erzählen. Von Herz-
 en gerne, gab sie unter Thränen zur Antwort;
 ich bin zu Arles von edlen, aber armen Eltern
 geboren, mein Geschlechtsname ist Borinaud.
 In meinem zwanzigsten Jahre kam ein sehr rei-
 cher Edelmann nach Arles, dem ich das Glück
 hatte zu gefallen, er ward um mich und erhielt
 mich ohne Schwierigkeiten. Er nahm mich mit
 sich

sich nach Marsellie und hier würde mein Glück ohne Gränzen gewesen seyn, hätte mein Gemahl hier nicht den allerschlechtesten und treulossten Menschen zum Freunde erwählt, der unter dem Schein der Freundschaft die größten Busenstücke auszuüben fähig war. Hier hielt die Sklavin etwas inne; Florinde aber, deren Verstürzung schon sehr groß war, bat sie, ihre Geschichte fortzusetzen, vorzüglich ihnen den Namen ihres Gemahls bekannt zu machen. Ach! sagte sie, mein Gemahl hieß Dúmond und der Bösewicht hieß Creon. Meine Mutter! war alles, was Florinde sagen konnte, indem sie ihr zu Füßen stürzte. Die Mutter ergrif sie, und schloß sie in ihre Arme; o meine liebe Tochter, rief sie, also hat mich mein Herz nicht hintergangen, du bist es, die mir die Vorsicht, nach so viel erduldeten Leiden noch zu umarmen, würdiget? d'Alincourt bezeugte der Madame Dúmond seine theilnehmende Freude über diese wunderbare Zusammenkunft und machte ihr die gewisseste Hoffnung zu ihrer baldigsten Befreiung. Nur ist es wohl ganz natürlich, daß von allen Seiten der Fragen so viel wurden, daß man zum Antworten keine Zeit behielt; jeder begehrte die Schicksale des andern zuerst zu erfahren.

Um aber endlich doch in Ordnung zu kommen, so ersuchte d'Alincourt die Madame Dúmond,

mond ihre Geschichte zuerst zu enden. Ich, sagte sie, habe nichts weiter anzuführen, als daß nach einem jährigen Aufenthalt in Marsellie, in welcher Zeit ich Florinde gebahr, mein Gemahl beschloß, den Creon in sein Haus zu nehmen, und sein Glück mit ihm zu theilen, und daß dieser Mensch durch sein demüthiges und heuchlerisches Wesen meinen Gemahl so zu fesseln wußte, daß in unserm Hause nichts ohne seinem Willen geschah. Sehr bald war er Herr über Dámonds Denkart, Einkünfte und Aufwand; und da selbiger nach einigen Jahren in eine tödliche Krankheit fiel, überredete er selbigen ein Testament zu seinem großen Vortheil zu machen, und zu verordnen, daß ich den Creon nach wie vor, in meinem Hause behalten müßte.

Nach dem Tode meines Gemahls war ich untröstlich, ich wollte meine Tochter die zur Erziehung in ein Kloster gegeben war, aus demselben zu mir nehmen, doch Creon, als Vormund, ließ es nicht zu. Und da ich solches dennoch mit Gewalt durchsetzen wollte, so entschloß er sich, meinem Vorsatze ein unüberwindliches Hinderniß entgegen zu stellen, in dieser Absicht, stellte er sich, als ob er meinem Verlangen selbst Gnüge leisten wollte, und überredete mich, erst ein paar Tage auf seinem Landhause der schönen Frühlingslust zu genießen, welches nicht weit

vom Meer und auf dem Wege nach Florindens Kloster gelegen war, wo wir alsdenn zugleich hinfahren, und sie abholen wollten. Ich fiel in die gelegte Schlinge, ich begab mich auf sein Landhaus. Ich konnte die Nacht nicht schlafen, und legte mich ins Fenster, kaum aber war ich einige Minuten da, als ich Creon mit einigen bewafneten Leuten ankommen sah; ich ahndete gleich Verrätherey und lief nach meiner Kammerthür um durch die Hinterthüre zu entfliehen, fand aber zu meinem Schrecken dieselbe von draußen verschlossen. Ich suchte nunmehr, da ich keine andere Hülfe sah, meine Thüre von innen zu verschließen, selbige wurde aber erbrochen, ich von Leuten, die ich nicht kannte, ergriffen, und da ich in Ohnmacht gefallen war, meiner ohnbewußt fortgeschleppt, und da mein Besinnen zurückkehrte, war ich in offener See. Da ich zu Tunis ankam, wurde ich an die Tochter des Königs verkauft und zu ihrem Dienste bestimmt. Dieser Dienst ist so gelinde, daß ich mich derselben ganz ergab; jedoch das Andenken an meine Tochter war mir jederzeit gegenwärtig.

D'Alincourt erzählte ihr hierauf Florindens Schicksal, und wie sie beyde auch vom Creon hintergangen wären, wie wir selbiges schon wissen. Ferner, wie Creon sie für todt ausgegeben
und

und ihr ein öffentliches Leichenbegängniß halten lassen.

Wie sie nun alle drey sich hinlänglich ihre gehaltenen Schicksale erzählt hatten, giengen sie alle zum Admiral Mourat, und baten ihn, nachdem sie ihn auch diese sie betroffene Umstände erzählt hatten, daß er die Summe ihres Lösegelds bestimmen möchte, damit sie hierdurch im Stande gesetzt würden, ihre Befreiung zu beschleunigen.

Mourat, der über diese neue Untreue, die ihnen Creon erwiesen hatte, äußerst erzürnet war, und dem das Unglück dieser drey vornehmen Gefangenen sehr bewegte, stand auf und umarmte d'Alincourt mit den Worten: Sie sind alle drey von diesem Augenblicke an frey, und anstatt des Lösegeldes bitte ich um ihre Freundschaft, den Creon behalte ich aber Zettlebens als Sklave, mag er es jezt selbst empfinden, bey verdientem Leiden, wie unrecht es sey, andern unverdient zu bereiten. Wollen sie ihre Abreise beschleunigen, so geben sie dem französischen Consul hiez von Nachricht, der ihnen zu selbiger sehr bald behülflich seyn wird, das glauben sie aber gewiß, daß mir jeder Augenblick, den sie noch hier bleiben, in ihrem Umgange sehr angenehm verfließen wird.

Hierauf ließ Mourat den Corsaren : Hauptmann holen, und befahl selbigem den Creon vorzuführen, doch dieser versicherte, daß solches unmöglich wäre, da er sehr krank wäre, daß er aber sehr oft gebeten habe, er möchte ihm doch noch einmal Florinden und d'Alincourt sehen lassen.

Mourat bewilligte dieses sogleich. Madame Dumond, Florinde und d'Alincourt begaben sich also zu ihm, und fanden selbigen in einem höchst erbärmlichen Zustande; Sogleich, wie sie bey ihm eintraten, erkannte er Madame Dumond. Höchst erschrocken, jedoch auch erfreut, sagte er zu Florinden: Sie bringen Madame Dumond mit, und nur sie allein war es, um des rentwillen ich sie noch so sehr gerne vor meinem gewissen Tode zu sprechen wünschte; da sie aber nun schon hinlänglich von allen meinen Schandthaten unterrichtet sind, so bitte ich sie jezt um Vergebung derselben, der Geiß war ihre Quelle und die Begierde Florinden zu besitzen, machte mir jedes Bubenstück leicht. Hier wurde er zu schwach, weiter sprechen zu können; deswegen trat d'Alincourt zu ihm und sagte: Die Strafe, die die Vorsicht deswegen über sie hat kommen lassen, hat uns hinlänglich gerochen, wir werden ihnen keine Vorwürfe machen, sondern vergeben ihnen willig das uns zugesügte Leiden, jedoch,

daß

daß sie eine förmliche Erklärung unterzeichnen, ist nothwendig, denn hiedurch werden wir allein im Stande gesetzt, ihre grausamen Gewaltthätigkeiten völlig zu vergessen, da sie dadurch den Schaden, der uns sonst hieraus erwachsen könnte, verhüten.

Creon war sogleich bereitwillig, alles dasjenige, so sie von ihm beehrten, gern zu erfüllen. D'Alincourt ließ ihn also sogleich ins Haus des französischen Consuls bringen, und hier ein gerichtliches Protocoll dieser ganzen Begebenheit wegen aufnehmen, nebst einer Erklärung, in welcher Creon anzeigen mußte, daß er sich das ganze Vermögen des Herrn Dámond habe zuzueignen wollen, daß aber alles, so er besitze, nicht das seine sey, sondern der Madame Dámond gehöre. Diese Aussage mußte er, so gut es anging, selbst unterschreiben. Wie er dies alles besorgt hatte, sandte man ihn wieder ins Gefängniß, wo er nach einigen Tagen starb.

Wenige Zeit hierauf gingen alle vier oft genannte Personen am Boord eines französischen Schiffes nach Marsellie ab, wo sie auch sehr bald glücklich landeten, sobald sie ans Land stiegen, ließen sie dem Oberpräsidenten ihre Ankunft melden, der, nebst allen ihren guten Freunden ihnen entgegen

eilten, und sie im Triumph in Marsellie einföhreten.

Nach einigen der Erhöhung gewidmeten Tagen, machte man sich an alle jene gerichtliche Formalitäten um das in Creons Händen gewesene Vermögen der Madame Dúmond und Florinden, wieder als wahres Eigenthum zuzueignen, wo bey ihnen jenes von Creon unterschriebene Protocoll sehr nützlich war, man grub ferner jene vermeinte Leiche aus, und fand eine hölzerne Statue, so erklärte es sich nun auch deutlich, weswegen die beyden vertrautesten Diener des Creon kurz nach diesem verstellten Leichenbegängnisse schleunig gestorben wären; Creon hatte sie bey diesem Zubenstücke als Mithelfer gehabt, und sie kurze Zeit darauf, damit er niemand hätte, der ihn verrathen könne, mit Gift getödtet. Nachdem dieses alles gerichtlich erwiesen war, traten Madame Dúmond und Florinde wieder in den Besitz ihrer Güter. Kurze Zeit darauf heyrathete d'Alincourt Florinden und alle drey würdige Personen lebten, nach so viel erduldeten Leiden und Unglücksfällen, jetzt lange Zeit sehr vergnügt und glücklich.

Der edle Bevatter.

Die Art mit der jemand giebt, leicht Gefälligkeiten erzeiget, erhebt allezeit den Werth der Wohlthat; dies ist eine Wahrheit, die den meisten Menschen, ja oft den größten Wohlthättern unbekannt ist. Nur wenige sind, die sie recht auszuüben wissen. Die folgende Geschichte sey ein Beweis davon.

Heinrich von Z** ein junger wohlgebildeter, edler und sehr reicher Mann, der über seinen Reichthum frey gebieten konnte, gebrauchte denselben mit solchem Ruhme, daß fast jeder Tag mit einer großmüthigen That bezeichnet wurde. Er hielt jede Freygebigkeit sehr geheim, verbot jeden, den er eine erzeigte, von selbiger zu sprechen; doch viele, von wahrer Erkenntlichkeit getrieben, verriethen seine Handlungen, und so geschah es, daß der edle Mann bald in der ganzen Stadt mit der größten Hochachtung ver-

ehret wurde, und jedermann es sich zur Ehre rechnete, Freund von ihm genannt zu werden.

Einmal stand selbiger mit einigen seiner Freunde an der Thür des Comödienhauses, das bald geöffnet werden sollte, ein Bedienter ohne Liveren näherte sich ihm und sagte, daß eine einige dreyßig bis vierzig Schritte von da in einem Wagen sitzende Dame, ihn bitten ließ zu ihr zu kommen, indem sie einige Worte mit ihm zu sprechen hätte. Ein so guter Mensch muß auch natürlich höflich seyn, deswegen verließ er, ohne sich weiter zu erkundigen, seine Gesellschaft, folgte dem Bedienten, der ihm die Wagenthüre öffnete und in einen schönen Wagen, in welchem er das Frauenzimmer antraf, steigen ließ. Selbige sagte ihm: Mein Herr, ich kenne sie, ob sie mich gleich jetzt, da ich verschleiert bin, nicht kennen, so bin ich doch überhaupt ihnen nicht unbekannt. Eine wichtige Sache bey der ich ihre großmüthige Hülfe nothwendig brauche, nöthiget mich zugleich dieses Incognito ab. Selbige betrifft keinen Liebeshandel, keine Schlägerey, keine schlechte That, aber schleunige Hülfe und unverbrüchliches Stillschweigen. Wollen sie mir nun folgen und diesen einem Christen und redlichen Mann würdigen Dienst erweisen? Mehr kann ich ihnen nicht sagen. Sobald er sich erklärt hatte, da er, wofern es in seinem Vermögen

mögen stände; bereitwillig wäre, ihre Befehle zu erfüllen, befahl sie fortzufahren, und dies geschah so schnell, daß sie die Gegend des Comödienhauses fast im Augenblick aus dem Gesicht verlohren.

Dieser Vorfall ereignete sich im Winter, und es war schon sehr dunkel als Herr von Z** sich im Wagen setzte; der Weg den sie fuhren war weit, es war also ganz finster, wie sie an Stell und Ort kamen. Während dem Fahren sprach die Dame bloß von gleichgültigen Sachen und den Vorfällen des Tages, aber alles mit sehr vieler Lebhaftigkeit und richtiger Beurtheilung. So wie der Wagen stille hielt und die Thür geöffnet war, stieg Herr von Z** aus, reichte der Dame die Hand, welche mit ihm an die Thüre ging, die sie selbst mit dem bey sich habenden Schlüssel öffnete, sie verschloß sie wieder, faßte ihm bey der Hand, führte ihn durch einen langen Gang, drey Treppen in die Höhe, aber alles geschah im Dunkeln, so daß es ihm fast zu gereuen anfang, ihr gefolgt zu seyn. Als sie endlich oben ankamen, kam ihnen eine alte Frau mit einem Wachsstock entgegen, und führte sie in eine schlecht möblirte Kammer, die bloß durch Kaminfeuer und dem Wachsstocke erleuchtet wurde; ein Bett, an welchem die Vorhänge zugezogen waren, nahm den größten Theil der Kam-

mer ein. Seine Führerin bat ihn ans Kamin zu gehen, und indem sie dem Bette vorbey ging, hörte er sie mit jemanden-leise reden, welches mit einer sehr schwachen Stimme beantwortet wurde, auch hörte er einiges Geschrey. Anfangs setzte ihm dieses in einige Furcht, doch bald verschwand selbige, als er die Dame mit einem kleinen Kinde im Arm auf sich zukommen sah. Hier, sagte sie, ist ein Theil desjenigen, wovon jetzt die Rede ist; wir haben einen Pathen nöthig, ich habe sie dazu erwählt: Kommen sie, man wartet auf uns. Mit diesen Worten legte sie das Kind der alten Frau im Arm, die er nun für die Wehmutter erkannte, aus den Anstalten, die man machte, das Kind zur Taufe zuzubereiten.

Wie alles fertig war, nahm ihn die Dame unter den Arm und das Wachslight selbst in die Hand, sie verließen die Kammer, welche die Wehmutter selbst mit dem Vorlege: Schloß verschloß, alle drey gingen alsdenn, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe herunter, als sie an die Hausthüre kamen, wurde das Licht ausgelöscht, und sie selbst verschloß die Thüre hinter sich. Die Kutsche war schon da, sie setzten sich hinein und begaben sich in die Kirche, die er für die St. Paulskirche zu erkennen glaubte. Jedoch fuhren sie, ehe sie dahin kamen, mit Fleiß durch so viel Straß

Straßen, daß er nicht die Gegend erkennen konnte, in welcher das Haus, aus dem sie das Kind gebracht hatten, war. Wie sie zur Kirche kamen, so war auch der Priester und Küster schon in der Taufkapelle. Da es ein Knabe war, wurde Herr von Z** ersucht, demselben einen Namen zu geben, er nannte ihn Felix; hierauf unterschrieb er sich ins Pöthen-Register, aber der Priester hielt, damit er es nicht erföhre, auf den Namen des Vaters und der Mutter die Hand, und um auch ihren Namen zu verbergen, unterschrieb sich das Frauenzimmer erst nach ihm; Herr von Z** gab der Behemutter 10 Louisd'or und einen diamantnen Ring von großem Werth steckte er unvermerkt dem Kinde in die Bindeln. Als er nun die Dame in den Wagen führte und mit hineinsteigen wollte, fand er seinen Platz mit einer andern Mannsperson besetzt; jedoch war ein anderer Wagen für ihn bestellt, und man gab ihm höflich zu verstehen: daß man durch wichtige Gründe genöthiget sey, sich seiner Gegenwart jetzt zu entziehen. Herr von Z** ließ sich also voller Gedanken nach Hause fahren.

So wie er nach Hause kam, meldeten ihm seine Bedienten, daß vor wenigen Minuten ein Mensch da gewesen wäre, welcher nichts weiter hatte sagen wollen, als daß er einen verpackten Korb abzugeben hätte, welchen man so bald als möglich

möglich, dem Herrn von Z** abgeben sollte. Selbiger sahe solches gleich als eine Folge seiner Begebenheit an, und eilte denselben zu entsiegeln. Bey der Eröffnung gerieth er in große Bestürzung, da er das über die Tausche gehaltene Kind in denselben Bindeln im Korbe nebst folgendem Briefe fand.

Mein Herr!

Sie sind Pathe dieses Kindes, seyn Sie auch sein Vater; seine Geburt ist ihrer Vorsorge nicht unwürdig; man könnte zwar diejenigen reichlich bezahlen, die für seine Säugung Sorge trügen; allein aus Furcht, daß dadurch der Ursprung desselben bekannt würde, hat man sie dadurch zu beleidigen geglaubt, wenn man das Zutrauen nicht so weit triebe, als es möglich ist. Ein äußerstes Stillschweigen ist das Einzige, warum man sich zu bitten erlaubt. Ihr kostbares Geschenk wird man bewahren, um Sie demals dadurch diejenigen kenntlich zu machen, die ihnen so viel Verbindlichkeit schuldig sind.

Herr Heinrich von Z** setzte sich über alle Bedenklichkeiten, die sich bey diesem Vorfall ihm darboten, weg, und sagte zu seinem Bedienten: er wisse, wem dieses Kind gehöre, und befahl ihm auf das eiligste eine gute Amme zu besorgen.

Diese

Diese gütige Ausnahme des Kindes bestätigte bey allen seinen Bedienten die Meinung, daß er der Vater wäre, und der Kammerdiener, dessen Frau gern ein Kind zur Stillung übernehmen wollte, da ihr eignes vor einigen Tagen gestorben war, schlug seine Frau zur Amme vor. Sogleich übergab Herr von Z** es ihr und empfahl es selbiger aufs nachdrücklichste, und da er ihr dafür reichlich zu lohnen versprach, so wurde es mit der äußersten Sorgfalt behandelt. Den Korb, die Bindeln und alles übrige Geräthe, so er enthielt, verschloß Herr von Z** in der Hoffnung, hiedurch in der Folgezeit Licht über diese Sache zu erhalten. Zu seinen Bedienten sagte er: ich verbiete euch nicht, zu sagen, daß es mein Sohn sey, da ich selbigen so erziehen lassen will, als ob er es wäre, doch werde ich demjenigen auf das härteste strafen lassen, der sich unterstehet die Art und Weise unter die ich selbigen erhalten habe, bekannt zu machen.

Herr von Z** nahm sich hierauf vor, sich nicht zu verheyrathen, sondern dieses sehr schöne Kind zu seinem Erben einzusetzen; damit es aber unter seinen Augen erzogen würde, ließ er den Kammerdiener zu sich in sein Haus ziehen; so fuhr er in seiner Sorge für dies Kind fort, und ließ seine Freunde davon denken, was sie wollten, die ihm alle eine von den angesehensten Frauen zur

zur geheimen Gemahlin beylegte. Wenn sie darüber mit ihm scherzten, so beantwortete er ihre Scherze mit gleichem Scherze, doch ohne sich darüber weiter zu erklären. Wie der junge Felix sieben Jahr alt war, sandte er selbigen mit einem Hofmeister, einen Kammerdiener und zweien Bediente ins Collegium; welche edelmüthige Vorsorge jedermann, in der Vermuthung, daß es sein Sohn sey, und er daher gewiß ver ehlichtet wäre, bestärkte.

Nach einiger Zeit machten einige seiner guten Freunde ihm den Vorschlag, daß er mit ihnen auf seines Freundes Firmins Landguth, so nicht weit von der Stadt Tours entfernnet lag, den Sommer zubringen möchte. Er nahm diesen Vorschlag an, und er nebst sieben Freunde von ihm reisten, ohne die Bedienten zu rechnen, dahin ab. Sie nahmen zugleich alles mit, wodurch sie sich als reiche Leute auszeichnen konnten, denn dies war die Haupt-Schwachheit, die dem Herrn von Z** eigen war. Ihr Weg führte sie durch Tours, die Einwohner bestrebten sich dem Firmin seine Ankunft um so angenehmer zu machen, da sie zugleich das Glück haben konnten, den Herrn von Z** kennen zu lernen, dessen edle Denckungsart sich bis Tours verbreitet hatte. Vorzüglich wurde er von den Damen so höflich empfangen, daß er alles, Gastmähler, Lustparthien,

thien, Geschenke, Landlustbarkeiten u. s. w. veranstaltete, um ihnen zu beweisen, wie sehr ihre feine Behandlung ihm schmeichle.

Doch bey allen feinen Betragen der Damen, wußte er sich so zu benehmen, daß jede mit seiner Behandlung zufrieden war, er aber doch seine Freiheit behielt. Jedes Bemühen derselben ihn vorzüglich für sich zu interessiren, war vergebens, bis ein gewisses Fräulein, Amalie war ihr Name, sich erklärte, daß wenn eine gewisse Dame, Adelsheit von Orbane gegenwärtig wäre, er seine so hoch gehaltene Freiheit gewiß einbüßen sollte. Hievon wäre sie ganz gewiß überzeugt, nur wäre die einzige Schwierigkeit, wie man sie nach Tours zu kommen, überreden wollte.

Adelsheit von la Roche, Gräfin von Orbane, war in der That eine vorzügliche Schönheit, die durch Bildung und Verstand jeden fesselte, der sie sah. Im sechszehnten Jahre war sie an dem Grafen Orbane verheyrathet, den sie aber in ihren neunzehnten Jahre schon durch den Tod verlohren hatte. Ihre Heyrath hatte sie in einen sehr wichtigen und ungewissen Rechtsstreit verwickelt, welcher sie nöthigte, auf dem einzigen Guthe, so sie von ihrer Mutter ererbt hatte, zu wohnen; indem die Anverwandten ihres

im Felde gestorbenen Gemahls ihr dessen wichtige hinterlassene Güther streitig machten. Aus diesen Ursachen vermied sie auch alle Gesellschaften; ob sie gleich nur zwey Stunden von Tours wohnte, so kam sie doch selten dahin, und ging mit niemand als Amalien, vertraut um. Diese wahre Freundin, die die Umstände der Gräfin genau kannte, und äusserst bemüht war, sie aus selbigen zu reissen, glaubte, da sie den Herrn von Z** kennen lernte, in ihm den Mann gefunden zu haben, der durch den Besitz der Gräfin sie und sich selbst, glücklich machen könne, und dieses war der wahre Grund ihres in der Gesellschaft angezeigten Scherzes.

Man ersuchte Amalie, die schöne Gräfin unter irgend einem Vorwande nach Tours zu bringen. Sie nahm es auf sich und beschloß sie selbst zu besuchen. Sie bat den Herrn von Z**, daß er sie in seinem Wagen dahin führen lassen möchte; da er sich ein Vergnügen daraus machte, ihr dienen zu können, so gab er hiezu gleich Befehl, wie auch, daß zween Mann zu Pferde, und zween seiner Bedienten, sie begleiten sollten. Den folgenden Morgen reiste sie nach Adelheits Schloß, selbige sah sie in so prächtigem Aufzuge mit Verwunderung und Freude ankommen.

Gleich nach der ersten Umarmung frug Adelheit, welchem Glückszufalle sie es zu verdanken hätte, von ihr so angenehm überrascht zu werden? Amalie antwortete, sie käme allein, um sie abzuholen und mit sich nach Tours zu nehmen; denn der Marquis von Firmin habe auf seinem Landgute, nahe bey Tours, viele Stanzbespersonen aus Paris mitgebracht, um sich mit ihnen in Tours und auf seinem Landhause zu beslustigen; diese Gesellschaft wünschte sehr, dich, liebe Adelheit zu sehen; da ich nun auf deinen wahren Vortheil bedacht bin, so muß ich dir sagen, daß dir bey deinem jetzigen Prozesse dergleichen Bekantschaften äußerst nothwendig sind, indem man oft die gerechteste Sache nicht anders, als durch Vorschuch und unter dem Schutz der Grossen, glücklich enden kann. Da nun Firmin selbst, vornemlich aber der Herr von Z**, dessen Fahrzeug ich hieher zu kommen, mich bedienet habe, bey den Vornehmsten des Reichs großen Einfluß haben; da letzterer noch dazu ein unermessliches Vermögen besitzt, und mit edlem Anstande jeden Bedürftigen gern unterstützt, so glaube ich, meine liebe Adelheit, dir nicht vortheilhafter zu rathen, als daß du gleich mit mir kommst, und dich von mir mit diesen würdigen Personen bekannt machen läßt.

Die schöne Gräfin gab diesen Gründen desto leichter Beyfall, weil sie eben Nachricht von Paris erhalten, daß ihr. Gegenpart sehr gegen sie wirkte, und ihre Gegenwart daselbst höchst nöthig sey. Da Amalie Adelsheit ihrem Wunsche so entsprechend fand, ließ sie die Pferde nur füttern, und befahl, sobald es geschehen, daß sie wieder angespannt würden; sie kam daher auch mit der Gräfin Adelsheit sehr bald in Tours zurück. Bey ihrer Ankunft erfuhr sie, daß Herr von Z** bey ihr gewesen, um sie mit ihrer Freundin zu einem Gastmale, so er den Vornehmsten der Stadt gebe, einzuladen. Amalie überredete Adelsheit, daß sie beyde der Einladung folgen müssen, aber obgleich selbige hinzufahren versprach, so glaubte sie doch, daß sie, die mit so viel Verdrüßlichkeiten zu kämpfen hatte, zur Unterhaltung der Gesellschaft wenig würde beitragen können, es also besser wäre, wenn sie von selbiger entfernt bliebe. Amalie antwortete nicht darauf, sondern nahm einen Stuhl, setzte ihn dem Spiegel gegen über, und nöthigte Adelsheit sich auf selbigem zu setzen, indem sie hinzufügte: Sieh selbst zu, ob die Lustbarkeiten für dich nicht bestimmt sind. Der Spiegel war am Pfeiler der Fenster und der Thüre grade über. In dem Augenblick, da Amalie mit Adelsheit scherzte, trat von ohngefähr Herr von Z** ins Zimmer, er erblickte Adelsheit im Spiegel und staunte ihre

Schön

Schönheit an, so wie sie durch den Anblick des schönen Mannes, den ihr ihr Spiegel zeigte, ganz ausserordentlich überrascht wurde. So wie Adelsheit, um ihn zu bewillkommen, sich zu ihm wendete, so blieb der Eindruck derselbe, und es war unverkennbar, daß beyde Personen bey dem ersten Anblick ganz vorzüglich einander gefielen. Dieser Auftritt war für Amalien sehr angenehm, indem er ihr einen glücklichen Fortgang ihres Plans verkündigte, um jedoch diese stumme Scene zu enden, frug sie beyde, ob sie es denn nicht wüßten, daß in ihrem Spiegel eine ganz eigne Kraft verborgen wäre, der jeden, der sich ihm nahe, so fixire, daß es schwer werde, sich dem Anblick desselben zu entziehen. Hiedurch erreichte sie ihre Absicht, denn nun fing man an zu sprechen, und da sie den Ton so leichtfertig angegeben hatte, so war es um so viel leichter, diesen angenehmen Ton bezubehalten. Jetzt bat Herr von B** die Gräfin Adelsheit selbst, daß sie ihn die Ehre ihres Besuchs nicht versagen möchte, und er bat nicht vergebens, da schon ihr Herz, nicht bloß Höflichkeit, sie zur Einwilligung aufforderte. Er führte sie also selbst beyder Gesellschaft ein, und wurde nur zu bald gewiß überzeugt, daß der Verstand und die Güte ihres Herzens, noch ihrer Schönheit den Vorzug sehr leicht streitig mache; und diese glückliche Erfahrung fesselte ihn so sehr an die Gräfin,

daß er gewiß sich überzeuge, er würde der unglücklichste Mann werden, wo er nicht zu ihrem Besitze gelangen könne.

Die versammelte Gesellschaft bezeugte sehr viel Vergnügen sie in ihren Zirkel eintreten zu sehen, und jedes Auge war auf dem Herrn von Z** und dessen Betragen gerichtet, er benahm sich aber so, daß niemand das, was in seinem Innern vorging, ahnden konnte. Die Gesellschaft war sehr vergnügt und trennte sich erst spät.

Als Abelheit nach Hause kam, so bekannte sie ihrer Freundin Amalie, wie nach ihrer Empfindung sie keinen Mann kenne, der angenehmer und liebenswürdiger, als er, sey; und da sie fast einen Monath lang bey Amalie blieb, so hatte selbige hinlängliche Gelegenheit, ihr alles von ihm zu erzählen, was man ihr von ihm gesagt hatte, und Beweise von seiner Großmuth, die jedermann bewundern muß, anzuführen.

Die Gräfin von Orbane erhielt während dieser Zeit Nachricht von dem plötzlichen Tode einer Tante ihres verstorbenen Gemahls aus Paris, deren Beystand ihr zur Erhaltung ihres Rechts höchst nothwendig war. Dieser Verlust war ihr um so viel trauriger, da er sie durchaus

ndthigte,

nöthigte, jetzt selbst nach Paris zu reisen, wozu aber viel Geld nöthig war.

Sie verlor jetzt auf einmal die Hoffnung ihren Rechtsstreit zu gewinnen, da die Tante den einzigen richtigen Beweis allein beybringen konnte, durch welchen sie selbigen gewinnen mußte, diese war nun todt und ganz wahrscheinlich war auch die Wissenschaft von diesem Beweise mit ihr verscharrt, und vielleicht, wenn auch ja noch etwas durch Geld zu machen wäre, so fehlte es ihr an selbigem ganz.

Amalie hatte mit ihr sehr großes Mitleiden, und da sie die Großmuth des Herrn von Z** kannte, so rieth sie selbiger sich ihm in ihrem Unglück zu vertrauen und Hülfe bey ihm zu suchen. Adelheit fand zwar dagegen vieles einzuwenden, Amalie aber blieb bey ihrer Meinung, sie sagte: ich sehe nicht ein, was dich abhalten kann, einen solchen Dienst von ihm zu verlangen, der dich im Stande sehen kann, denselben wieder zu ersetzen, wenn du deine Rechtsache gewinnst; vielmehr wird es ihm ein Vergnügen seyn, wenn es wahr ist, daß er dich liebt, die bey einer solchen Gelegenheit nützlich seyn zu können; du verlangst ja geliehet, nichts geschenkt zu haben, machst dich daher auf keine Weise verbindlich ihm mit deiner Gegenliebe zu bezahlen.

Du suchst bey ihm nicht als bey einem Liebhaber, sondern als bey einem reichen und großmüthigen Menschen Hülfe, der sich ja gar ein Vergnügen daraus macht, auch unbekanntem Menschen zu dienen; Und damit ich mit einemmale alle deine Einwendungen hebe: Zeit und Umstände machen es nothwendig, über alle andere Bedenklichkeiten sich hinweg zu setzen, denn du bist verlohren, wenn du diesen Entschluß nicht wählst.

Endlich ließ sich die Gräfin durch Amalies Ueberredung so weit gewinnen, daß sie sich den Herrn von Z** auszuforschen entschloß, ohne etwas zu verlangen, um alsdenn daraus zu sehen, auf welche Art er eine wärkliche Bitte annehmen möchte. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald, denn die erhaltene Zeitung hatte die Gräfin so betrübt gemacht, daß sie sich entschloß, sich aller Gesellschaft zu entziehen. Amalie sandte deswegen zur Gesellschaft die sich bey Firmin befand, und ließ selbige um Verzeihung bitten, daß Adelheit und sie nicht erscheinen würden, da erstere krank geworden wäre, und sie selbige nicht verlassen könnte.

Als Herr von Z** es hörte, so mußte er, um sich nicht zu verrathen, sich den äußersten Zwang anthun, denn er liebte Adelheiten
leiden

leidenschaftlich. Sobald daher die Mahlzeit aufgehoben war und die Gesellschaft sich zu zerstreuen anfing, ergrif er diese Gelegenheit, ließ ein leichtes Fahrzeug anspannen und fuhr nach Tours, begab sich auch sogleich zu Amalien, wo man ihn jetzt am wenigsten vermuthete. Sehr natürlich war es, daß die beyden Dames diese gute Gelegenheit zu nutzen suchten; die Gräfin Adelsheit frug ihn, was für ein wichtiges Geschäft ihn heute nach Tours zu kommen, genöthiget habe? Ohne allen Anstand antwortete er: Ihre Abwesenheit und die Nachricht von ihrer Unpäßlichkeit, haben mich hiezu genöthiget; er setzte hinzu, auch jetzt bemerke er in ihren Augen eine Schwermuth, die er gern mit jeder Aufopferung tilgen möchte. Hiedurch nahm Adelsheit Gelegenheit, ihm mit der Ursache ihres Verdrusses und ihrer Schwermuth bekannter zu machen, und ihm selbige auf eine feine Art zu erkennen zu geben. Ich gestehe es gern, sagte sie, daß mein Gemüth unruhig ist, es nöthigen mich heute erhaltene Briefe, wegen einer Rechtsache, darauf mein Glück oder Unglück beruht, eiligst nach Paris zu begeben; ich muß die Advocaten durch Geschenke aufreizen, und dieses fällt mir bey meinen Umständen schwer, da es nicht in meiner Macht steht zu thun, was ich gerne wollte. Morgen sollte ich, wenn ich könnte, abreisen; allein ich sehe dazu keine Hoff-

nung und befinde mich in der größten Verlegenheit.

Herr von Z** gab hierauf ganz kaltfinnig zur Antwort, es ist gewiß, daß die geringste Nachlässigkeit zuweilen die verdrießlichsten Zwischenfälle verursache, und nach seiner Meinung müsse sie, ohngeachtet ihrer jetzigen unruhigen Umstände, dennoch ihre Reise nach Paris antreten, also meine gnädigste Gräfin, fuhr er fort, rathe ich ihnen, sich ehestens nach Paris zu begeben, ich will ihnen dazu die Post-Chaise des Firmins verschaffen, einer meiner Kammerdiener soll sie zu Pferde begleiten, und ich will ihnen einen Brief und Vollmacht an einen meiner Freunde mitgeben, der sich ihrer Rechtsache annehmen wird. Morgen werde ich die Ehre haben ihnen beydes zu überbringen, und sie können Uebermorgen abreisen. Er verbeugte sich hierauf gegen beyde, verließ das Zimmer und fuhr eiligst zurück.

Beide Dames schwiegen lange stille, wie er sich entfernt hatte, und sahen einander an; endlich sagte Adelheit traurig zu Amalien: Ich habe mich betrogen, doch ist mir dabey sehr lieb, daß ich mich gegen ihn nicht deutlicher erklärt habe. Amalie antwortete, ich bin ganz ausser mir, wie! er ist dir im Stande eine Postchaise
und

und einen Empfehlungsbrief anzubieten, der ihren Geldmangel zu erkennen giebt, beydes ist mir von einem Manne, wie Herr von Z** mir geschildert worden, unerklärbar. Birst du aber den Brief und die Postchaise annehmen? Adelt heit antwortete: Sie hätte gegründete Ursachen, beydes nicht auszuschlagen, denn sie wollte nicht das Ansehen haben, als ob ihre Unterredung mit Vorsatz geschehen, nähme sie es also nicht an, so könnte Herr von Z** wohl glauben, sie wäre darüber empfindlich geworden, daß er ihr nach ihrem Verlangen nicht geantwortet hätte. Amalie gab ihr hierinnen ganz recht, zugleich ersuchte sie selbige, daß sie zur Ersparung der Unkosten bey einer guten Freundin von ihr in Paris abtreten möchte, welches die Gräfin auch zu thun versprach. Den Abend vor ihrer Abreise kam Herr von Z** wieder, gab ihr den versprochenen Brief, nebst die an seinem Freunde aegebne Vollmacht, siegelte beyde und überreichte sie der Gräfin mit der Bitte, die Bestellung ja nicht zu verzögern. Obgleich dieses alles von Herrn von Z** Seiten mit einiger Kalt sinnigkeit begleitet war, so bezeigte doch die Gräfin viele verstellte Erkenntlichkeit für seine Vorsorge und nach genommenen Abschiede, sagte er, daß er vielleicht bald in Paris die Ehre haben würde, sie zu sprechen, wo er denn jederzeit Gelegen

R 5

heit

heit suchen würde, ihr nach seinem Vermögen Dienste zu leisten.

Amalie bezeugte sich bey allen diesen Gelegenheiten sehr frostig, Herr von Z** ward dieses wohl gewahr, hielt aber nicht nöthig sich etwas davon in Adelheits Gegenwart merken zu lassen, oder darnach zu fragen, sondern verließ sie. Während der Reise war der Kammerdiener ganz vorzüglich auf die Befehle der Gräfin aufmerksam, und besorgte alles nothwendige auf das pünktlichste. Laut Abrede stieg sie in dem Hause von Amaliens Freundin ab, von der sie mit vielem Vergnügen empfangen wurde. Da die Rede auf dem Herrn von Z** kam, so erzählte sie der Gräfin alle von ihm herumgehende Gerüchte; daß er einen Sohn hätte, für welchen er vorzügliche Sorge trüge; daß die Mutter von selbigem nicht bekannt wäre; daß man glaubte, er müsse insgeheim verheyrathet seyn, weil er sich zu keiner ihm anständigen Verbindung hätte verstehen wollen. Natürlich war diese Zeitung der Gräfin, die den Herrn von Z** für eine unverheyrathete Person gehalten, nicht angenehm, jedoch ließ sie sich solches nicht merken, sondern frug nur, was Herr Müller für ein Mann wäre, an welchem des Herrn von Z** Vollmacht und Brief geschrieben war. Es ist dieses der reichste und berühmteste Wechselhändler hier,

Hier, war die Antwort, die sie erhielt; er kennt fast die halbe Welt, und jedermann sucht ihm Vergnügen zu machen. Können sie diesen bewegen, sich ihrer Sache anzunehmen, denn dürfen sie an den guten Erfolg nicht zweifeln, ihm ist es ein leichtes die Richter auf seine Seite zu bringen. Den folgenden Morgen brachte der Kammerdiener des Herrn von Z** ihr einen sehr geschmackvollen Wagen, doch die Gräfin war so voller Gedanken, daß sie es nicht merkte, daß es kein Miethswagen seyn könne, sondern daß sie sich in der prächtigsten Kutsche von ganz Paris befand, die sie zu Herrn Müller führte. Kaum war sie bey selbigem gemeldet worden, als er auch schon vor ihr stand und sie in ein prächtiges Zimmer führte. Während sie ihm ihre Angelegenheiten erzählte, las er zugleich des Herrn von Z** Brief und Vollmacht flüchtig durch, und indem er ihn las, unterbrach er ihre Erzählung mit den Worten: Gnädige Gräfin, ich bin gleich wieder zu ihrem Befehl hier, und dann sollen sie vergnügt seyn. Mit diesen Worten ließ er sie allein, und ging in ein Nebenzimmer, kam aber in wenigen Minuten mit seinem Handlungsdiener, der Beutel mit Geld trug, wieder, und schüttete das Geld auf den Tisch, fing hierauf mit seinem Handlungsdiener zu zählen an. Die Gräfin konnte nicht begreifen, wie Herr Müller so unhöflich seyn konnte, daß er die

Zeit,

Seit, die er ihrem Vortrage zuhören sollte, mit Geldzählen zubrachte, doch wollte sie, um ihn nicht zu erzürnen, sich nichts merken lassen; jedoch noch unangenehmer war es ihr, als er, da er das Geld ausgezählt hatte, ihr ansah und sagte: Gnädigste Gräfin, haben Sie die Gnade hierher zu sehen, ob dieses nicht richtig zweytausend Louisd'or sind? es wird Ihnen solches nicht viel Mühe machen, da es nicht Silbergeld, sondern lauter Gold ist. Sie mußte jetzt antworten, und sagte: Mir kann es sehr gleich seyn, ob es richtig oder unrichtig ist, was geht mir das Gold an, lieber wollte ich, Sie hörten mich um meine Angelegenheiten Nein, gnädige Gräfin, fiel ihr Herr Müller in die Rede, dieses ist unnöthig, ich glaube, daß Sie sich hier auf mich verlassen können. Alles ist richtig, indem er die 2000 Louisd'or in den Beutel warf, und dem Handlungsdienere sagte: tragen Sie diese in die Kutsche der gnädigen Gräfin, zugleich both er ihr die Hand und führte sie fast wider ihren Willen aus seinem Zimmer in den Wagen, ohne ihr fast Zeit zu lassen, daß Sie etwas fragen oder sagen konnte. Er entschuldigte sich in einem Fort, daß er Sie so lange habe warten lassen, versprach Sie einandermal geschwinder abzufertigen, und versicherte, daß Sie nur den geringsten ihrer Diener zu ihm schicken und ihm befehlen lassen sollte, was Sie verlange, da jedes zu ihrem

Dienste

Dienste stehen soll. So redete er in einem fort, und ließ sie nicht zum Worte kommen. Doch endlich nahm die Gräfin mit einiger Hitze das Wort und sagte: Mein Herr, einer von uns beyden betrügt sich, entweder sie oder ich; denn sie sind entweder nicht Herr Müller, oder sie halten mich für eine andere Person, als ich bin. Dieses Geld gehört mir nicht, ich bin nicht zu ihnen gekommen, solches zu empfangen, ich habe ihnen nur einen Brief des Herrn von Z** zu übergeben, darinnen er ihnen meine Ansehung empfohlen hat, die mich genöthiget hat, nach Paris zu kommen.

Nein, meine gnädigste Gräfin, erwiderte er lächelnd, ich weiß mit wem ich die Ehre zu sprechen habe. Sie sind die Gräfin von Orbane und ich bin Müller, den der Herr von Z** geschrieben hat, ihnen 2000 Louisd'or auszuzahlen und ihnen zu sagen, daß sie noch einmal soviel und mehr können holen lassen, falls sie es nöthig haben. Ich habe seine Befehle vollzogen, und bin ihr Diener. Mit diesen Worten hob er sie in den Wagen, machte seine Verbeugung, und ließ sie in solcher Bestürzung, daß sie kein Wort sagen konnte. Jedoch die Wirklichkeit der Sache und die Uebereinstimmung aller Umstände, überzeugten sie von ihrem Glücke zur Gnüge, und nun erst erkannt sie es, daß sie sich
in

in dem Wagen des Herrn von Z** befände, und daß der Kutscher und Bedienten demselben gehörten.

Diese edle und großmüthige Vorsorge, nebst der Hülfe, die er ihr durch das Geld geleistet hatte, rührten sie außerordentlich, und jetzt erst empfand sie es, wie wehe es ihr thun würde, falls sich seine anderweitige Verbindung wirklich bestätigen sollte. Doch nahm sie sich jetzt ernstlich vor, seine ihr geleistete Freygebigkeit ernstlich zu nützen, um durch dieses Geld ihren Rechtsstreit für sich glücklich zu beenden.

Während dieses in Paris vorging, war Herr von Z** in Tours auf nichts so sehr bedacht, als wie er es geschicklich anfangen wollte, um bald wieder der Gräfin Adelheit nahe zu seyn. In dieser Absicht ging er den Tag nach ihrer Abreise zu Amalie, verwies ihr freundschaftlich ihren am vorigen Tage gegen ihm geäußerten Kaltsinn, und ersuchte sie, ihm die Ursachen desselben zu entdecken; die aufrichtige und offenherzige Amalie ließ sich, da Adelheit nicht mehr gegenwärtig war, hiezu nicht lange nöthigen, sondern sagte: Ich muß gestehen, daß ich nicht habe begreifen können, wie der großmüthige Herr von Z** die Gräfin Adelheit, als selbige ihm ihre traurige Umstände entdeckte, so

kalt

kaltsinnig habe behandeln können, oder wie es ihm möglich gewesen, einer Frau, deren Geldmangel er kannte; bloß einen Empfehlungsbrief und eine Postkasse anzubieten. Das wäre doch wohl der beste Dienst gewesen, wenn sie selbiger einen Vorschuß an Gelde zur Führung ihres Processes angeboten hätten; sicher würde ihnen dies Hochachtung erworben haben, da die Gräfin von jedermann geschätzt und hochgeachtet wird.

Herr von Z** ließ sie ganz ausreden, und ihren Zorn ausschütten, sah sie hierauf an, lächelte und sprach: Tugendhafte Amalie, bey den Gefälligkeiten, die ich erweisen kann, sehe ich allein auf die Person, ohne dabey meine Ehre, noch meinen besondern Nutzen zu suchen. Die Gräfin Adelheit ist eine Person von hohem Stande, jung, schön, tugendhaft und zugleich eine meinem Herzen sehr theure Person, indem ich sie von ganzer Seele liebe. Dergleichen Gefälligkeiten, die ich andern Personen erweise, waren nach meiner Denkungsart für selbige viel zu geringe, um selbige ihr anzubieten. Alles, was man mir von ihren Angelegenheiten erzählt hat, ist so dunkel, daß ich durchaus daraus nichts, als ihre beklagungswürdige Armuth schließen kann. Ich trachtete nach Gelegenheit, sie aus selbiger auf solche Art zu reissen, die für sie nicht beleidigend

bigend wäre, und da sich eine solche Gelegenheit durch die Nothwendigkeit ihrer Reise sich mir darbott, so glaubte ich recht gut zu thun, wenn ich ihr an Herrn Müller eine Vollmacht mit gebe, auf welche er ihr nach Sicht 2000 Louisd'or auszahlen sollte; daß er zugleich ihr bekannt machen sollte, wie er noch ausserdem Befehl habe, ihr noch so viel, als sie gebrauchen könnte, nachzuzahlen.

Durch diese Aeußerung war Amalie so sehr in Freuden versetzt, daß sie den Herrn von Z** umarmte und sagte: Mehr Freude als dies können sie mir nicht gewähren. Wie, sie lieben die Gräfin? Sie wollen selbige heyrathen? Sie haben sie so edel unterstützt? Gewiß das allgemeine Gerücht hat recht, wenn es sie einen edlen Mann nennt! Herr von Z** dankte ihr für die gute Meynung die sie gegen ihn hegte, doch ließ er seine Furcht, von der Gräfin Adelheit vielleicht eine abschlägliche Antwort zu erhalten, merken; aber Amalie benahm ihm dieselbe dadurch, daß sie ihn versicherte, daß die Gräfin Adelheit die gütigste Gefinnung gegen ihm hegte.

Jeder Verliebter wird es gern glauben, daß Herr von Z** hiedurch ausserordentlich vergnügt war, er beschwor Amalien, ihm ihrer
ganzen

ganzen Vertraulichkeit zu würdigen, und ihm eine umständliche Nachricht von der Gräfin ihren Umständen zu geben.

Amalie antwortete, ich will ihnen gern alles sagen, was sie mir selbst erzählt hat. Adelheit von la Roche ist in diesem Lande geboren; Sie verlor ihren Vater, als sie sieben Jahr alt war, und ihre Mutter sparte keine Sorgfalt sie ihrem Stande gemäß zu erziehen. Die Mutter liebte Pracht und Lustbarkeiten und dies war der Grund warum sie nicht auf dem Lande blieb, sondern mit ihrer Tochter nach Paris zog. Hier hoffte sie für selbige eine große Parthie, wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit zu finden, indem ihr eigenes Vermögen bloß in einem mittelmäßigen Landguthе bestand. Die Frau la Roche bildete in ihrem Hause einen Zirkel von Freunden, die sich daselbst durchs Spiel belustigten, sie gewann in selben viel und konnte dadurch anständig leben. Während dieser Zeit nahm Adelheits Schönheit von Tage zu Tage zu, und da sie sechzehn Jahr alt war, ging von ihr die Sage allgemein: Sie wäre so viel Herzen im Stande sich unterwürfig zu machen, als sie Personen anblickte. Natürlich war es, daß die Begierde sie zu sehen den Zuspruch bey der Frau von la Roche vermehrte, das Spiel diente nur

zum Vorwand sich durch selbiges freien Zutritt bey ihr zu verschaffen.

Unter denjenigen, welche die Schönheit der jungen Adelsheit dahin zog, schien der Graf von Orbane, ein junger schöner Mann von 25 Jahren und Obrist eines schönen Regiments, ihr fleißigster Verehrer zu seyn. Sein Vater war frühzeitig gestorben, seine Mutter Vormünderin über ihn, und in seinen mündigen Jahren hätte er schon ein großes Vermögen haben sollen, allein die alte Gräfin von Orbane ließ ihm, unter dem Vorwande, ihn von Verschwendungen, zu denen er geneigt war, abzuhalten, nicht einmal die Gewalt über dasjenige, was er nach seinem Stande nothwendig brauchte, und hatte ihn in einer solchen Unterthänigkeit erzogen, daß er sie eben so sehr fürchtete, als liebte. Dieser junge Mann faßte den Entschluß, die Gräfin Adelsheit zu heyrathen. Da er aber vorhersah, daß die alte Gräfin von Orbane nie hiezuhin ihre Einwilligung geben würde, so wand er sich an die Frau von la Roche und hielt bey ihr um ihre schöne Tochter an.

Diese Frau, die alle menschliche Glückseligkeit in einem großen Vermögen suchte, und sicher einzusehen glaubte, daß der junge Graf sehr bald den völligen Genuß des ganzen väterlichen

lichen Vermögens überkommen müsse, gab zu dieser Heyrath sehr gern ihre Einwilligung. Der sehr vergnügte Orbane mahlte ihr aber die Denksungsart seiner Mutter ganz nach dem Leben ab, da dann unter ihnen beschlossen wurde, daß der Graf sich mit Adelmheit insgeheim vermählen sollte, zugleich solle er für ein ohnweit Paris gelegenes Landhaus sorgen, wo sie nebst ihrer Tochter ganz eingezogen wohnen wollte, dieses wolle sie unter dem Vorwande thun, daß, da sie ihre Tochter, die nun älter würde, nicht in ein Kloster geben wollte, sie sich selbst zu dieser Einsamkeit bequemen müsse. Auf diese Weise könne er seine Gemahlin mit aller Bequemlichkeit besuchen, nur müsse er alles, was sie gebrauchten, besorgen.

Adelmheit stellte zwar ihrer Mutter vor, daß der Graf und sie noch jung genug wären, zu warten bis er sein eigener Herr wäre, und sie auch einen großen Abscheu für eine heimliche Heyrath hege. Allein die Frau von la Roche antwortete ihr mit Härte: daß sie keine glücklichere Parthie thun könne; und wolle sie so lange ihren Entschluß aufschieben, so sey es leicht möglich, daß der Graf alsdenn seine Gesinnungen ändern könne, und endlich, so habe sie schon ihr Wort von sich gegeben, und dieses wolle sie auch erfüllen und verlange deswegen von ihr unbe-

dingten Gehorsam. Adelsheit unterwarf sich daher ihrem Schicksale; doch hinterbrachte die Frau de la Roche dem Grafen die Furcht ihrer Tochter, da er aber ein guter Mann war, auch die junge Gräfin ausserordentlich liebte, so versprach er alle Mittel anzuwenden, die Unterschrift des Heyraths: Contracts von seiner Mutter entweder durch List, oder auf eine andre Art zu erhalten, und ihnen denselben zuzustellen. Und da er Gelegenheit hatte, daß sie eine Schrift wegen Verkauf eines Landguthes unterschreiben mußte, so wußte er durch geschwinde Verwechslung es so geschickt zu machen, daß indem sie den Heyraths: Vergleich unterschrieb, einen Vergleich über den Verkauf eines Landguthes zu unterschreiben glaubte.

Da er nun dieses in Frankreich so unentbehrliche Document hatte, so unterschrieb er es und ließ es auch von Frau de la Roche und Adelsheit unterschreiben; händigte alsdenn ihnen diese Schrift ein, in welcher unter andern der Gräfin Adelsheit, auf dem Fall, daß wenn er stürbe, jährlich zehntausend Thaler Renten, als Wittwengehalt vermacht war.

Weil aber die Unterschrift der Gräfin erschlichen, und sie eine sehr boshafte Dame war, so beschloffen sie die ganze Sache so lange geheim

Heim zu halten, bis Herr von Orbane völlig sein eigener Herr wäre, oder der Tod der alten Gräfin Orbane ihn in völlige Freiheit gesetzt hätte. Die Vermählung geschah daher mit aller möglichen Vorsicht, das Landhaus war gemiethet, und die Frau de la Roche mit der jungen Gräfin lebten darin gleichsam, als ob sie in selbigem verschlossen wären. Adelheit ward hierauf schwanger und kurz vor ihrer Entbindung mußte er zu seinem Regimente reisen. Die Frau von la Roche hatte niemand, dem sie sich vertrauen konnte und die junge Gräfin war in der größten Gefahr, an die alte Gräfin verrathen zu werden, und dennoch mußte man unumgänglich einen vertrauten Freund oder Freundin haben. Daher fand der Graf von Orbane vor seiner Abreise noch nöthig, sein Geheimniß seiner Mutter's Schwester, die Rosalie hieß, anzuvertrauen, um selbige dahin zu vermögen, daß sie sich der armen jungen verlassenen Gräfin annehme. Rosalie, die ihren jungen Better zärtlich liebte, ob sie gleich heftig über seine Heyrath und den seiner Mutter gespielten Streich erschrock, versprach ihm dennoch Verschwiegenheit und Beystand; sie ließ sich von ihm den folgenden Tag, nachdem er sich ihr offenbaret, zu Adelheit führen, fand selbige so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie nun dasjenige aus wahrer Hochachtung that, was sie

anfänglich aus Freundschaft ihrem Vetter zu thun versprochen hatte.

Je näher Adelsheits Entbindungszeit herandrückte, je öfter besuchte Rosalie dieselbe. Doch zu eben dieser Zeit fügte es sich, daß die alte Gräfin durch einen unglücklichen Zufall die Heyrath ihres Sohnes und den ihr von selbigem gespielten Streich erfuhr. Sie hatte sich nemlich wegen ihren Angelegenheiten, zu ihrem Notario begeben, er war nicht zu Hause, weil sie ihm nun erwarten wollte, so ging sie auf seine Studierstube und setzte sich an seinem Schreibtisch auf welchem viel geschriebene Papiere lagen, da sie von ohngefähr auch auf einer ihre Hände unterschrieben erkannte, so nahm sie selbiges, fing an zu lesen, und zum Unglück war es just der erschlichene Heyrathcontract ihres Sohnes. Man kann leicht denken, wie groß ihr Entsetzen gewesen, und wie sie endlich ihre eigene Unterschrift wirklich erkannte, war sie ganz außer sich, so daß auf ihr Schreien alle daselbst befindlichen Schreiber herzugelaufen kamen. In demselben Augenblick kam auch der Notarius und fragte sie, da er sie so aufgebracht und fast wüthend sah, was ihr fehle? Was mir fehlt! schrie sie, indem sie auf das in Händen habende Papier zeigte; was bedeutet dieses? Und wer hat Ihnen befohlen, solche schöne Sachen zu machen? Und
wer

wer hat ihnen erlaubt in meinen Papieren herumzuwühlen, schrieb der küsserst aufgebrauchte Notarius, indem er ihr den Ehecontract aus den Händen riß, und da er sah, was selbiges Papier enthielt, sagte er: ich kann nicht begreifen, warum sie so erzürnet sind: das Papier welches sie so in Wuth setzt, ist ja der von ihnen selbst unterschriebene Heyraths-Contract ihres Herrn Sohnes, das versichere ich ihnen, daß bey der Ausfertigung desselben niemand etwas hinzugefügt, noch davon gelassen hat, er ist just so abgefaßt, wie sie ihn bey ihrer Unterschrift gesehen haben. Ich! schrieb sie; ich habe diese Schrift weder gehört noch gesehen! Ich habe meinen Sohn verheyrathet? Welche Berrätherrey! Welcher Betrug! Der Notarius nahm diese Beschuldigungen sehr übel, und die Gräfin verließ denselben so aufgebracht, daß sie einer Rasenden ähnlich war. So als sie nach Hause kam, erzählte sie alles ihrer Schwester Rosalien, und schwur sich an ihrem Sohn auf eine schreckliche Art zu rächen. Sie wollte die durchaus auffinden, die junge Standespersonen so zu verführen wüßte, wollte sie einsperren lassen, oder mit eigener Hand umbringen. Die kluge Rosalie stellte sich eben so erzürnt an, und sprach von nichts als Rache. Als sie sich so ihr Zutrauen erworben hatte, rieth sie ihr, bey dieser Sache etwas gelinder zu verfahren, nichts davon unter

die Leute zu bringen, und ihr indessen die Sorge zu überlassen, die Wohnung dieser Person auszuforschen.

Rosalie that dieses alles, um die Frau von la Roche und Adelheit für die Rache dieser Frau in Sicherheit zu setzen. Beyde waren bey der Nachricht dieses Vorfalles höchst bekümmert und zitterten schon bey dem bloßen Nahmen der alten Gräfin von Orbane. Rosalie stellte ihnen jetzt vor, es sey höchst nothwendig, daß sie ihren bisherigen Aufenthalt veränderten; Mutter und Tochter mußten sich auf eine kurze Zeit von einander scheiden, sie wollte Adelheit in ein klein Haus führen, welches ihr zugehörte, und in welchem eine Wehmutter wohnte, die ihre Amme gewesen war, und auf deren Treue sie sich verlassen konnte. Beyde fanden es nothwendig, diesen Rath zu befolgen.

Zugleich schrieb Rosalie am Grafen von Orbane, und machte ihm bekannt, daß seine Mutter durch den sonderbarsten Zufall zur Kenntniß ihres Geheimnisses gekommen sey, und bat ihn diese Sache so zu führen, daß er seine Mutter besänftigte. Die alte Gräfin überredete sie, daß sie nach angestellter Untersuchung nun gewiß wäre, daß Adelheit nicht mehr in Paris anzutreffen sey, sondern daß sie, und zwar hoch

Schwan

schwanger, zugleich mit dem Grafen abgereizt wäre. So viel sie aber von selbiger erfahren habe, wäre selbige zwar arm, jedoch von hohem Stande, schön und tugendhaft. Aber anstatt, daß Rosalie vermuthete, die alte Gräfin hiedurch zu beruhigen, wurde selbige hiedurch noch wüthender, und schwur Mutter und Kind, sobald sie ihrer habhaft werden könnte, zu morden. Zugleich war ein Vetter des Grafen, der, wenn selbiger ohne Erben stürbe, der einzige Erbnehmer war, sehr beschäftiget, den Zorn der alten Gräfin immer mehr Nahrung zu geben, und die Heyrath zu vernichten. Allein die vorzüglichste Schwierigkeit machte die Unterschrift der alten Gräfin unter den Heyraths-Contract, hieraus entstand eine lange Berathschlagung mit allen Advocaten in Paris, und diese machte der alten Gräfin so viel Verdruß, daß selbige bald nach Erhebung der Klage verstarb, jedoch erklärte sie noch in ihrem letzten Willen, daß man ihre Unterschrift erschlichen habe, daß sie die Heyrath ihres Sohnes für ungültig erkläre, und ihn im Fall er sie nicht aufheben würde, enterbe.

Unter der Zeit, daß dieses vorging, hatte Adelheit mit Hilfe der Behmutter und Rosalie einen jungen Sohn glücklich gebohren. Sobald das Kind gebohren war, so war ihre Angst sehr groß, wie sie das Kind in Sicherheit bringen

wollten; jedoch Rosalie nahm alles über sich; sie bestellte unbekannterweise die Taufe; sie hielt das Kind selbst, nebst einem vornehmen Manne, den sie jedoch niemals hat nennen wollen über die Taufe; sie erfand das Geheimniß, demselben die Erziehung des Kindes aufzubürden, ohne weder sich, noch die Familie zu erkennen zu geben; sie setzte auch die junge Gräfin im Stande, daß sie bis zur Zurückkunft ihres Gemahls, auf ein von Paris sehr entferntes Landguth reisen konnte; jedoch das vornehmste ihres Geheimnisses, wo sie nehmlich ihr Kind gelassen hatte, wollte sie ihr niemals entdecken, aus Furcht, selbige möchte aus Unvorsichtigkeit ihre gut genommenen Absichten vereiteln.

Doch die Vorsicht lenkte diese Sache ganz anders. Der Graf fand einen Monath nach seiner Mutter Tode, das Ziel seines Lebens auf dem Schlachtfelde. Ganz kurz darauf starb auch Frau de la Roche, so daß Adelheit in 6 Wochen eine Wittwe und Waise ward, und sich ohne Hülfe und Beystand, ausser Rosalie, befand. Gleich nach des Grafen Tod gab sich der Ritter von Urbane für den Erben desselben aus, und wollte sich in den Besitz der ganzen Verlassenschaft dieses Hauses setzen, allein Rosalie hatte die Sache der Gräfin einem geschickten jungen Manne aufgetragen, welcher sich in Adelheits Nahmen, vermiß:

vermöge des Heyraths : Vergleichs und eines Kindes, welches man zur rechten Zeit zu stellen versprach, dem allen widersetzt.

Dies ist der verwirrte Rechtshandel der Adelheit, das allerschlimmste ist, daß dieselbe in dem letzten Briefe Nachricht von Rosaliens Tode erhalten, der so plötzlich erfolgt ist, daß man nicht weiß, ob sie mündlich oder schriftlich hinterlassen hat, wo der junge Graf von Orbane anzutreffen ist. Urtheilen sie nun selbst, ob die Gräfin hiebey ruhig seyn kann? Glauben sie gewiß, daß indem sie der Gräfin in ihrer traurigen Lage beystehen, sie eine sehr edle That verrichten.

Herr von Z** fiel ihr in die Rede, und sagte: ich glaube, daß es auch die allerglücklichste That seyn wird, denn diese ihnen so dunkel scheinenden Begebenheiten sind für mich viel verständlicher und ich glaube der schönen Adelheit den Sieg über den Grafen von Orbane zu verschaffen. Ja, schöne Amalie, ich hoffe, so sehr sie dieses auch befremden mag, das ganze Geheimniß aufzuklären, und Adelheiten einen Sohn wiederzugeben, der für ihr Leben und ihre Ruhe so nöthig ist. Jetzt ist es mir unmöglich, mich weiter zu erklären; Morgen nehme ich die Post und reise nach Paris; wollen sie dort Zeu-

glt

gin meiner Handlungen seyn, so kommen sie mir bald nach; ich werde ihnen Gelegenheit verschaffen, die Reise ohne die geringsten Unkosten zu unternehmen.

Der Vorschlag ward von Amalien angenommen. Auf der ganzen Reise beschäftigte sich Herr von S** allein mit dieser Geschichte. Die Aehnlichkeit, welche dieselbe mit seinem Felix seiner hatte, ließ ihm nicht zweifeln, daß Rosalie eben die Person sey, die nebst ihm den Felix zur Taufe gehalten hätte, er entschloß sich also, sobald er nach Paris kommen würde, keine Mühe noch Unkosten zu sparen, bis er in dieser Sache zur völligen Gewißheit gekommen sey. Bey seiner Ankunft war das erste sich nach der Gräfin Adelsheit Proceß zu erkundigen, er vernahm unter andern, daß man Rosaliens Verlassenschaft versiegelt hätte, und daß man dieselbe den folgenden Tag aufriegeln würde; daß auch die Gräfin Adelsheit das Endurtheil ihres Processes so lange verlegt erhalten habe, bis ihr zu ihrem letzten Beweise Rosaliens Papiere und Testament wäre ausgeliefert worden.

Der Herr von S** ging hierauf zu der Gräfin Adelsheit, die ihm mit rührender Empfindung empfing, da ihre Seele Dank und Empfänglichkeit der erhaltenen Beweise seiner edlen

Denks

Denkart so tief empfand, daß ihr Worte mangelten, selbige auszudrücken. Dieser Empfang schmeichelte ihm sehr, und er brach sein Vornehmen, jetzt mit ihr von Liebe nicht zu sprechen, so ganz, daß er ihr eine völlige Liebeserklärung macht, und sie beschwor, sein Herz, seine Treue, sein Vermögen, und alles was er besaß anzunehmen; denn er hielt es, wie er hinzusetzte, für sein größtes Glück, wenn sie seine Umstände mit ihm theilen wollte, die ihrigen wüßten, wie sie wollten, beschaffen seyn.

Dieser Antrag war für die Gräfin äußerst vortheilhaft. Neigung und Erkenntlichkeit gegen Herrn von Z** sprachen für ihn, und sie würde sich gar bald entschlossen haben, seinen Wünschen zu entsprechen, wenn nicht jene gesahndete heimliche Heyrath ihr wäre erzählt worden. Doch entschloß sie sich, gleich ganz offen mit ihm hierüber zu sprechen. Die wesentlichen Dienste, die sie mir geleistet, sprach sie, erlauben mir nicht, mich zu verstellen; gern bekenne ich es, daß ich mich für die glücklichste Person der Welt halten würde, wenn ich zeitlebens mit ihnen verbunden leben könnte; allein wie man mir gesagt hat, sind sie schon verheyrathet, wenigstens

D

nigstens schon versprochen. Ein Sohn, den sie als sich selbst lieben, ist ein unumstößlicher Beweis dieser Sache, und in solchem Falle müßte ich ihre Liebeserklärung, als die größte Beschimpfung annehmen.

Allerdings meine gnädige Gräfin, würde ich ihre Verachtung verdienen, wenn das, was man ihnen gesagt hat, wahr wäre; aber es ist mir sehr leicht, ihnen diesen Irrthum zu widerlegen; dieses mir so liebe Kind, ist ein mir anvertrautes Pfand; gehöret mir nicht, sondern ich muß es, sobald sich mir seine Eltern bekannt machen werden, es ihnen wiedergeben. Bey dieser Rede entfielen der Gräfin Thränen. Wie, sagte sie, sie sind nicht Vater des Kindes und wissen auch nichts von seiner Geburt? Nichts ist gewisser als dieses, antwortete Herr von Z**, und wenn ich meinen Ahnungen trauen darf, so ist niemand anders als sie seine Mutter. Ach, sprach sie, sollte es möglich seyn, daß sie derjenige wären, von dem meine Rosalie so oft mit mir gesprochen? und sollte ich so glücklich seyn, denjenigen von ihnen zu erhalten, der allein mein Glück befördern kann? Der Herr von Z** erzählte ihr jetzt alles, was ihm mit Felix begegnet wäre,

wäre, er beschrieb ihr den Hausrath des Zimmers, in das man ihn gebracht hätte, gedachte der zehn Louisd'or die er der Behemutter gegeben, und des Diamant-Ringes, den er dem Kinde in die Bindeln gesteckt, beschrieb die Art, wie man ihn selbiges zugeschickt, holte den Brief der dabey gelegen, den Adelheit gleich für Rosaliens Hand erkannte. Kurz, hob alle Zweifel, so, daß die Gräfin Adelheit sagte, es ist gewiß mein Sohn, es ist der junge Graf von Orbane, der ihrer Vorsorge alles verdankt, den Rosalia mir auf diese Art der Wuth der alten Gräfin und des Ritters entziehen konnte. So wenig mir Rosalie seinen Aufenthalt entdecken wollte, so sehr bin ich jetzt erfreut, ihn so angenehm zu erfahren, das einzige beunruhiget mich noch, daß wir die Kirche nicht wissen, in welcher er getauft ist, damit ihn niemand für ein untergeschobenes Kind halten könne.

Darüber können sie sich sehr beruhigen, antwortete der Herr von Z**, denn es ist ohnmöglich, daß Rosalie ohne hievon etwas schriftlich zu hinterlassen, aus der Welt gegangen seyn sollte; der morgende Tag wird dieses alles deutlicher erklären, bis dahin können sie ganz zufrieden seyn.

Nun bezeugte die Gräfin großes Verlangen ihren Sohn zu sehen und zu sprechen. Herr von Z** hatte schon davor gesorgt, und er nebst seinen Hofmeister erwarteten in einem andern Zimmer seine Befehle. Er holte ihn also zur Gräfin, die ihn sogleich erkannte, da seine und seines Vaters Bildung sehr gleich kamen. Diese Scene des Erkennens und Wiederfindens beschreibe ich nicht, denn wer mag solche Scenen gut zeichnen, es sey uns genung, daß alle drey Personen sehr glücklich waren.

Am folgenden Tage des Morgens wurde Herrn von Z** gemeldet, daß seine Gegenwart im Sterbehause der Rosalie höchst nöthig wäre. Er ging gleich hin, wo dann der letzte Wille derselben in seiner, des Ritters von Urbane und der Gerichtspersonen Gegenwart eröffnet wurde. In selbigem erklärte sie, sie habe Felix von Urbane, den Sohn und einzigen Erben des Grafen dieses Namens in der St. Paulskirche nebst dem Herrn von Z** über die Taufe gehalten und selbigem das Kind zur Erziehung übergeben, um selbiges für die bösen Absichten einiger aus der Familie, zu bewahren; dabey befand sich eine ausführliche Beschreibung des Kov-

bes,

bes, in dem das Kind gelegen, wie auch der in selbigem befindlichen Sachen, ferner die Nachricht, daß sie einen Ring 2000 Rthlr. werth unter ihrem Nachlaß habe, den Herr von Z** dem Felix zum Pathengeschenk verehret hätte und endlich der Bericht, daß man seinen Tauffchein nicht anders erhalten könne, als wenn man selbigen im Namen seines Vaters abforderte. Herr von Z** der hierauf befragt wurde, ob dieses alles wahr wäre, und ob er das Kind hätte? bejahete es nicht allein, sondern verpflichtete sich, auch das Kind, den Korb und das übrige Geräthe, sobald es verlangt würde, zu stellen.

Die Aussage des Herrn von Z**, dieses so allgemein anerkannten ehrlichen Mannes, welche mit dem letzten Willen der Rosalie so übereinstimmend war, ließ keinen Zweifel übrig, sondern waren vielmehr die stärksten Beweise von der Wahrheit der Sache. Herr von Z** ging selbst, nachdem er aus dem Gerichtsbuch einen hierzu nöthigen Auszug erhalten, nach der St. Paulskirche und erhielt, da er im Namen des Vaters, des Grafen von Orbane den Tauffchein foderte, selbigen ohne Wiederrede. Nun nahm er die Gräfin und den jungen Felix in sei-

uen

nen Wagen, und führte sie für die Richter, klagte daselbst über das schändliche Verfahren des Ritters, und über die Härte der alten Gräfin, von welcher man beständig behauptete, daß ihre Unterschrift des Ehecontracts mit gutem Willen geschehen sey, und der der obengenannte Notarius einer Thorheit beschuldigte, weil sie wider ihre eigene Unterschrift streiten wollte. Sie erhielten hierauf ein völlig glückliches Urtheil. Die Heyrath der Gräfin Adelsheit mit dem Grafen von Urbane wurde für gültig erkannt, ihr Sohn für seinen einzigen Erben erklärt, und der Gräfin selbst alles ihr aus dem Heyrathsvergleich zukommende Recht zugesprochen.

Ob nun der Leser noch den fernern Erfolg erzählt haben möchte; ich glaube nicht, denn daß sich beyde heyratheten, Herr von Z** auch bey Felix redlich fernerhin Vaterstelle vertrat, das denken sie alle von selbst; doch das muß ich noch sagen: daß beyde recht lange glücklich und zufrieden lebten, denn wie es verlauten will, soll das bey vielen Eheleuten nur in den ersten acht Tagen Mode seyn.

Brennblätter als Anecdote 27-29.

Gastrogner - Anecd. 62-64.

für Lenzel 64-66 (Zwei)

i. n. Sämannsche 66-68, 68-71,

MUENCHEN



SCHENKUNG
CG.v.MAASSEN

